



Die Wanjamwesi. Ein Beitrag zur Völkerkunde Ostafrikas

Author(s): Fritz Spellig

Source: *Zeitschrift für Ethnologie*, 1927, 59. Jahrg., H. 3/6 (1927), pp. 201-252

Published by: Dietrich Reimer Verlag GmbH

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/23033069>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



Dietrich Reimer Verlag GmbH is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Zeitschrift für Ethnologie*

JSTOR

auf deren Beurteilung unsere Vorstellungen über die Kunst und Kultur der Völker und ihre kunsthistorische Entwicklung zu gründen.

In China kennen wir erfreulicherweise auch die prunkhaften, ich möchte sagen „lebenden“ Vorbilder dieser totgeborenen Funeralgefäße, und die obigen Darlegungen zeigen, daß diese Art der Betrachtung sehr große Mängel enthalten kann. Wie in China, werden auch anderwärts die Funeralgefäße sehr viel schlechter gearbeitet sein und stilistisch hinter den gleichgültigen Gebrauchsgegenständen zurückgestanden haben. Darüber hinaus wird sich aber für die Funeralobjekte allmählich ein schematischer Stil herausgebildet haben, den die Dinge über der Erde niemals besaßen. Wenn man z. B. die Idole aus den mexikanischen Gräbern betrachtet, die in tödlicher Langeweile dieselben Typen grob und sinnlos darstellen, so wird man annehmen können, daß derartige Dinge auch in Mexiko über der Erde, d. h. also in der mexikanischen Kultur nie existiert haben. Die Formen mögen sich aus irgendeinem alten Vorbild selbständig in Jahrhunderten weiterentwickelt und jeden Kontakt mit der Kunst der Lebenden verloren haben.

Hier eröffnet sich, wie mir scheint, eine weite Perspektive für die Beurteilung prähistorischer Grabfunde. Sie sind großenteils „Dinge für sich“.

Die Wanjamwesi.

Ein Beitrag zur Völkerkunde Ostafrikas.

Von

Fritz Spellig.

Die nachstehende Arbeit stellt eine Zusammenfassung von Aufzeichnungen dar, die ich während meines zehnjährigen Aufenthalts (von 1910—1920) als Missionar der Evangelischen Brüderunität, Herrnhut, in Unjamwesi machte. Sie will mehr einen allgemeinen Überblick, ein abgerundetes Bild von dem Volksganzen geben, als eine ins einzelne gehende, streng wissenschaftliche Studie. Wenn daher der Bericht da und dort Lücken aufweist und die Darstellung einzelner Kapitel etwas kurz ausgefallen ist, so sei darauf hingewiesen, daß der eigentliche Beruf dem Verfasser nur wenig Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit ließ und völkerkundliche Beobachtungen nicht in erster Linie um ihrer selbst willen, sondern nur nebenher, als Mittel zum Zweck angestellt werden konnten. Andererseits hielt es der Verfasser für geboten, in diesem Rahmen nur solche Beobachtungen und Ergebnisse zu bringen, für deren Richtigkeit er volle Gewähr übernehmen kann. In der Hauptsache stützt sich die vorliegende Arbeit auf eigene Aufzeichnungen. Daneben konnten aber auch Berichte einiger meiner Kollegen verwendet werden, was hiermit dankbar anerkannt werden soll. Wo solche Arbeiten benutzt wurden, ist der Herkunftsname nach Möglichkeit angegeben.

I. Das Verbreitungsgebiet der Wanjamwesi.

Das Gebiet, das die Wanjamwesi im weitesten Sinne bewohnen, umfaßt so ziemlich das ganze zentrale Hochland des früheren Deutsch-Ostafrika, vom 31. bis 34. Längengrad östl. v. Gr. und dem 3. bis 8° südl. Breite, und wird unter dem Namen „Unjamwesi“ oder Großunjamwesi

(Unjamwesi = das Land der Wanjamwesi) zusammengefaßt. Es grenzt im Westen an die Länder Ufipa, Uha und Urundi, im Süden an Uhehe, Uloli und die Rukwasenke, im Osten an Ugogo, Turu und Iramba, im Norden an Ussukuma und Usindja, und erstreckt sich über einen Flächenraum von rund 194 000 qkm. Somit bedeckt es ungefähr ein Fünftel des Gebietes unserer früheren Kolonie Deutsch-Ostafrika. Die Zahl der Wanjamwesi, die dieses Gebiet bewohnt, dürfte nach vorsichtiger Schätzung etwa 1 100 000 betragen, so daß sich eine Bevölkerungsdichte von 5—6 ergibt. Außerdem zählte man vor dem Krieg außerhalb Unjamwesis noch etwa 25 000 Wanjamwesi, die sich hauptsächlich in den Küstenbezirken (Bagamojo, Tanga, Daressalam, Kilwa, Lindi), sowie im Nordwesten der Kolonie (Moschi, Pangani, Wilhelmstal) in den pflanzungsreichen Bezirken von Morogoro und Kilossa angesiedelt hatten.

II. Über die Bedeutung des Namens.

Man hat früher den Namen der Wanjamwesi allgemein mit „Mondleute“ übersetzt. Noch Edmund Dahl gibt in seinem ausführlichen Njamwesi-Wörterbuch (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts Band XXV) diese Deutung. Abgeleitet wurde dabei der Name von „mwesi“, bzw. „mwezi“ (z = weiches s), der Mond. Indessen dürfte diese Übersetzung, wie heute allgemein angenommen wird, nicht zutreffen. Wanjamwesi heißt vielmehr „Leute des Westens“ (mwesi gleichbedeutend mit mweli = Westen). Daß diese Deutung die allein richtige ist, geht z. B. daraus hervor, daß ein Unterstamm der Wanjamwesi an der westlichen Grenze sich tatsächlich Wanjamweli, d. h. Leute des Westens, nennt. Der Name wurde ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach an der Ostküste beigelegt, da sie schon frühe als Händler, Jäger und Träger einen lebhaften Verkehr mit der Küste unterhielten und hier von jeher durch ihr geschlossenes Auftreten und ihre besonderen Sitten und Gebräuche die Aufmerksamkeit der Küstenbewohner erregten. Sie selber unter sich nennen sich in der Regel nach den verschiedenen Bezirken: Wakimbu, Wakonongo, Wanjamweli, Wanjanjembe, Wasukuma usw. Als Sammelname hat jedoch die Bezeichnung Wanjamwesi volle Berechtigung, da alle hierunter zusammengefaßten Stämme und Völkerschaften in somatischer und sprachlicher Hinsicht wie in bezug auf Sitten und Gebräuche ein ziemlich einheitliches Gepräge zeigen.

III. Die Sprache.

Sprachlich gehören die Wanjamwesi zu der großen afrikanischen Völkergruppe, die man mit dem Sammelnamen „Bantuvölker“ bezeichnet. Das Kinjamwesi, die Sprache der Wanjamwesi, zerfällt jedoch in eine Anzahl zum Teil stark verschiedener Dialekte, deren hauptsächlichste sind: das Kisukuma (im Norden), das Kirugaruga (am reinsten in der Landschaft Urambo, nördlich der Mittellandbahn gesprochen), das Kigalaganza (im Bezirk Tabora) und das Kikonongo (im Süden von Unjamwesi). Außer diesen gibt es noch eine ganze Reihe kleinerer Dialekte, die sich jedoch stark an die Hauptdialektgruppen anlehnen und denen nur örtliche Bedeutung zukommt. Während nun von den alten Leuten, den Frauen und Kindern fast ausschließlich die in den einzelnen Landschaften gebräuchlichen Dialekte gesprochen werden, spielt bei den Männern als Umgangssprache das allgemein verstandene Kirugaruga (= die Sprache der Krieger) eine große Rolle; und es ist kein Zufall, daß dieser Dialekt gerade im Urambobeziirk (etwa 50 km nördlich der Mittellandbahn) am reinsten gesprochen wird. War doch Urambo der Sitz des gefürchteten und eroberungssüchtigen Großhäuptlings Mirambo, des Napoleon Zentralafrikas,

wie ihn Stanley nennt, der durch seine zahlreichen Eroberungszüge viel dazu beigetragen hat, den mancherlei größeren und kleineren Stämmen des Unjamwesi-Hochlandes in sprachlicher Beziehung ein einheitlicheres Gepräge zu geben. In richtiger Würdigung dieser Tatsache hat auch die Mission in erster Linie das Kirugaruga zur Schriftsprache erhoben. Als Proben des Kinjamwesi mögen die weiter unten in der Ursprache wiedergegebenen Märchen, Lieder, Sprichwörter und Rätsel dienen. Im übrigen verweise ich auf die von den verschiedenen Missionsgesellschaften herausgegebenen Grammatiken, so u. a. auf: „Eine Kinjamwesi grammatic“ von R. Stern, weland Missionssuperintendent der Evangelischen Brüderunität (Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, 1906 III. Abt.); sowie auf die „Grammatica der Kinjamwesi sprache“ von P. Franz Müller, Salzburg 1904, Verl. der St. Petrus Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen. Und endlich nenne ich noch das ausführliche „Njamwesi-Wörterbuch“ von Edmund Dahl, weland Missionar der Evangelischen Brüderunität (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts Band XXV). Das letztere Werk stellt eine umfangreichere Arbeit dar, die neben dem Kirugaruga auch die anderen führenden Kinjamwesidialekte weitgehend berücksichtigt.

IV. Aus der Geschichte der Wanjamwesi.

Eine eigentliche geschichtliche Überlieferung kennen die Wanjamwesi nicht. Die wenigen dürftigen Daten aus der jüngsten Vergangenheit kristallisieren sich um die Namen einzelner Häuptlinge, die sich durch eroberungs- und herrschaftliches Auftreten aus dem gewöhnlichen Einerlei der Masse hervorheben. Was über drei oder höchstens vier Generationen zurückliegt, verschwindet dagegen in einem grauen Nebel von Mythenbildungen. Im folgenden gebe ich einige kurze Daten über die Häuptlingsgeschlechter von sechs Bezirken, wobei ich im wesentlichen den Aufzeichnungen von M. H. Löbner, Missionssuperintendent der Evangelischen Brüderunität, folge. Die ausführlicheren Angaben über Mirambo (s. unter Urambo) stammen z. T. von den Missionaren P. Terp und A. Seipt.

Ukimbu (im Süden). Der älteste hier bekannte Häuptling ist Mukuve. Er hatte eine Tochter mit Namen Ikiva. Eines Tages erschien ein fremder Häuptlingssohn, namens Mulova, und ließ sich in der Nähe des Sultansitzes, in Kipembabwe nieder. Hier besäte er ein Feld mit Kürbissen, einer dort noch unbekannten Feldfrucht, und zog eine Zeitlang fort. Als er wiederkehrte, fand er alle Kürbisse gestohlen, worauf er Ukimbu den Krieg erklärte. Erst nachdem ihm Mukuve seine Tochter Ikiva zur Frau gab, stellte er die Feindseligkeiten ein. Ukimbu war dann später öfter der Schauplatz feindlicher Einfälle. Von Süden her kamen die kriegerischen Stämme der Vangoni. Später erschienen die Vavungu. Auch mit Bwana Mulwani von Tabora, wahrscheinlich einem Araber oder Arabermischling, hatten sie zu kämpfen. In Erinnerung sind ferner die Kriegszüge des gefürchteten Häuptlings von Kiwere, Nungu, der seine Raubzüge bis nach Ukimbu ausdehnte. Auf einem derselben ließ er den Häuptling von Kipembabwe töten und seinen Kopf nach Kiwere bringen.

In jüngerer Zeit, unter dem Wakimbuhäupling Tjandangombe, fanden die Einfälle der Waloli unter ihren eroberungssüchtigen Führern Merere und Mugalula von Kiwere statt. Tjandangombe wurde 1918 vergiftet. Auf ihn folgte sein Sohn gleichen Namens. — Ukimbu, das früher ein verhältnismäßig großes Reich bildete, und das sich zeitweise sogar die weit im Norden liegenden Länder Kiwere und Ngulu tributpflichtig machte, ist im Lauf der Zeit durch Kriege und Sklavenjagden zurückgegangen und zählt zuletzt nur noch etwa 4000 Bewohner.

Kiwere. In älterer Zeit war Kiwere, wie bereits oben bemerkt, vorübergehend den Wakimbu tributpflichtig. Die Überlieferung bezeichnet als ersten bekannten Herrscher Ilasi oder Mikono. Auf ihn folgte Kapumpa, und auf diesen Nungu, der bekannteste Häuptling von Kiwere aus geschichtlicher Zeit. Nungu war ein Schwestersohn des Häuptlings Kijungi aus Unjanjembe (s. weiter unten). Als seine Schwester eines Tages erblindete, beschuldigte er seinen Oheim Kijungi der Zauberei und zog mit seinen Kriegern fort auf Raubzüge. Mit dem benachbarten Ngulu bestand Blutsfreundschaft. Mehrere andere Häuptlinge, wie die von Vunankwila und Itumba, schlossen ebenfalls Blutsfreundschaft mit Nungu, um ihre Länder vor Krieg zu bewahren. Nun wandte sich Nungu nach dem südlichen Kiwere, besiegte und tötete den dortigen Häuptling Kapumpa und dessen sämtliche Kinder, nahm selbst die ndesi (das Häuptlingsabzeichen, bestehend aus einer großen, seltenen Muschel) und riß somit die Herrschaft über Kiwere durch Gewalt an sich. Von hier aus führte er nach allen Richtungen Krieg. Den Häuptling von Nkololo vertrieb er und setzte dessen Sohn als Nachfolger ein. Die Landschaft Vujanzi wurde verheert. In Kororomo machte Nungu seinen Verwandten Luhamba zum Häuptling. In Kavuje machte er sich dadurch einen Namen, daß er die Kriegsgefangenen lebendig rösten ließ. Rungwa und Ufipa im fernen Westen wurden von ihm heimgesucht. Im Süden verwüstete er den Häuptlingssitz der Wakimbu, Kipembabwe (s. oben), Igunda und Ukangulu. Nach Osten zu dehnte Nungu seine Raubzüge bis nach Vujinga bei Iringa aus, wurde hier aber von den tapferen Wahehe zurückgeschlagen. Ja sogar bis nach Ugogo hinein soll er Krieg geführt haben.

Nungu baute später den noch heute bestehenden Sultanssitz Igumila (Kiwere), wo er 1885 starb. Auf ihn folgte sein Schwestersohn Mugalula. Auch er führte mit Kipembabwe und Ukangulu im Süden Krieg, war aber im übrigen bei seinen Untertanen beliebt. Nach dem Tode von Mwana Kijungi von Unjanjembe (siehe da) flohen viele seiner Verwandten nach Süden und verbanden sich mit den Wajinga (bei Iringa) gegen Mugalula, ohne jedoch etwas ausrichten zu können. Doch kurz darauf nahm Mugalula sich selbst das Leben. — Seitdem regiert in Kiwere Msawila, die Tochter seiner Schwester.

Ugunda. Der älteste hier bekannte Häuptling war Meta. Das Land wird von Ugalla aus mit dem Häuptlingsabzeichen (ndesi oder kilunga) belehnt. Eine Nachfolgerin von Meta, die Sultanin Ndizya, hatte gegen die Häuptlinge Muhalule und Mwana Kijungi (siehe unter Unjanjembe) zu kämpfen, wobei sie geschlagen wurde. Seit 1905 regiert die Sultanin Meta.

Ngulu. Zur Zeit Kijungis von Unjanjembe (s. da) herrschte in Ngulu Madeleka mit dem Beinamen Muhalule. Er vertrieb seinen Vorgänger Malingo, der nach Rungwa im Süden floh. Da aber Muhalule fürchtete, Malingo könne zurückkehren und Rache an ihm nehmen, verband er sich mit Nungu von Kiwere. Dieser lockte Malingo in seine Residenz. Dort bot man ihm einen Stuhl, der auf einer Fallgrube aufgestellt war, an. Als nun Malingo sich ahnungslos daraufsetzte, fiel er in die Grube und wurde gespeert. Später eroberte Muhalule Sikonge, das bis dahin zu Ugunda gehörte. Er starb 1901. Drei seiner Söhne regierten nach seinem Tode kurz hintereinander. Der letzte von ihnen starb 1910. Der jetzige Häuptling ist ein jüngerer Bruder von Muhalule und heißt Mpagama.

Unjanjembe. Hier gilt als ältester bekannter Sultan Sewa Milundi. Auf ihn folgte sein Brudersohn Kijungi, der sich durch seine blutigen Raubzüge bis weit nach Süden und Westen einen Namen machte. Unter seiner Regierung siedelten sich mit seinem Einverständnis viele Araber

am Kasehberg an und gründeten die Niederlassung Tabora. Kijungi verfügte über gut geschulte Krieger und eine stark befestigte Residenz, so daß selbst der überall siegreiche und gefürchtete Häuptling Mirambo von Urambo nichts gegen ihn vermochte.

Auf Kijungi folgte sein Sohn Isike, gewöhnlich Mwana-Kijungi (Sohn des Kijungi) genannt. Er selbst zog wenig in den Krieg, desto mehr seine Unterhäuptlinge. Auch ihn versuchte der ehrgeizige Mirambo, diesmal unterstützt durch den eroberungssüchtigen Nungu von Kiwere, zu besiegen. Er mußte jedoch auch diesmal unverrichteter Sache wieder abziehen. Zur Zeit Isikes kamen die ersten Deutschen ins Innere des Landes und legten die Militärstation Tabora an. In seinem kurzsichtigen, blinden Haß gegen die fremden Weißen ließ er sich dazu verleiten, zwei von ihnen zu verjagen und ihren Besitz als Beute an sich zu nehmen, was ihm eine schwere Buße eintrug. Auch in der Folgezeit hatte er immer Reibereien mit den Deutschen. Als dann eines Tages in seiner Residenz ein Weißer und einer von dessen schwarzen Soldaten ermordet worden waren, ließ Hauptmann von Prince die Residenz Isikes erstürmen und zerstören. Isike selbst beging Selbstmord, indem er versuchte, sich mittels Pulver in die Luft zu sprengen. Seine Nachfolgerin, Bibi Kalunde starb am 23. III. 1917. Zu ihrem Nachfolger wurde ein Küstenneger namens Saidi bin Msawila gewählt.

Urambo. Unzweifelhaft die bekannteste und gewaltigste Persönlichkeit Unjamwesis, und man kann wohl ohne Übertreibung sagen ganz Zentralafrikas, war Mirambo, zu deutsch: die Leichen. Sein Gedächtnis ist noch heute in allen Teilen des Landes sehr lebendig. Wo man aber von ihm spricht, geschieht es ganz leise und mit großer Zurückhaltung, gleichsam als fürchtete man, durch Nennung des Namens seinen Geist zu beschwören.

Mirambo wurde als ältester Sohn eines kleinen Häuptlings, Kasanda von Ujowa, in dessen Residenz Ikonongo zwischen 1830 und 1840 geboren. Bereits als Jüngling folgte er seinem Vater auf den Thron. In seinem unbändigen Betätigungs- und Eroberungsdrang wurde ihm sein ererbtes Reich aber bald zu klein. Zunächst wurde das benachbarte Ulyanhulu erobert und dessen Häuptling Kasele, sein eigener Verwandter väterlicherseits, geblendet. Nun, nachdem er einmal Blut gerochen hatte, begann eine Reihe von Raub- und Eroberungszügen, die an Rücksichtslosigkeit, Mord- und Blutgier wohl in ganz Zentralafrika ihresgleichen suchen. Zunächst baute er sich in dem neu eroberten Reich Ulyanhulu eine neue, uneinnehmbare, festungsartige Residenz, Isela magazi (= Blutstrom). Diese Burg wurde, entgegen der sonst üblichen leichten Bauart der Wanjamwesi, aus Lehmziegeln errichtet, von mehreren hohen Wällen umgeben, zwischen denen jeweils hohe, wegen ihres giftigen Milchsaftes undurchdringliche Euphorbienhecken emporragten. Hier residierte Mirambo mit seinem Harem, der nach einigen Gewährsleuten aus fünfzig, nach anderen sogar aus etwa dreihundert Weibern bestanden haben soll. Von hier aus unternahm er seine Kriegs- und Raubzüge, durch die er in kurzer Zeit sämtliche umliegenden Landschaften tributpflichtig machte.

Nach Angabe der älteren Leute, die Mirambo noch kannten, sowie der ersten Missionare, die in Urambo nahe der Residenz eine Station gründeten, war Mirambo von schmächtiger, aber schöner, sehniger Gestalt. Das Gesicht, von hellerer Farbe als bei den gewöhnlichen Negern, hatte einen etwas leidenden Ausdruck. Dabei war er überaus zäh und von unbeugsamer Willensstärke, die nur zu oft in kaltblütige Grausamkeit ausartete. Trotz seines großen Reichtums lebte Mirambo spartanisch einfach. In der Regel aß er nur Brei aus Reis- und Maismehl und trank dazu Milch.

Den sonst so verbreiteten Genuß des Negerbieres haßte und bekämpfte er, weil er die Leute schwäche, und nicht selten verhängte er Todesstrafe, wo er seine Leute trotz des Verbotes beim Biertrinken ertappte. Infolge dieser einfachen, gesunden Lebensweise besaß Mirambo eine große Ausdauer bei Strapazen. Auffallend war seine beständige geheime Furcht vor Ermordung, die sich immer stärker auswuchs, je älter er wurde. Seine inneren Gemächer waren deshalb stets von einer Sicherheitswache aus wenigen erprobten Kriegern beschützt. Man erzählte auch, daß er infolge dieser Furcht nachts nie geschlafen habe und bei Gerichtsverhandlungen und anderen Versammlungen immer so saß, daß er alle Anwesenden vor sich hatte.

Besonders groß war Mirambo als Feldherr sowie als Schöpfer und Organisator seiner Truppenmacht. Sehr bald hatte er erkannt, daß sich für die Eroberungszüge die jungen, spannkräftigen und begeisterungsfähigen Mannschaften eigneten. Er nahm deshalb zu den Kriegszügen ausschließlich junge, z. T. knabenhafte Soldaten mit; die älteren ließ er zum Schutz der Residenz und des Landes zurück. Die Krieger trugen als Abzeichen und Erkennungsmerkmal ein rotes Tuch und waren wegen ihrer Mord- und Raubgier fast noch mehr gefürchtet als ihr Häuptling. Mirambo selbst trug in der Schlacht rote Jacke und roten Turban, auf der Brust als Sultansabzeichen die Kilinga (die große, weiße Königsmuschel). Auf den Kriegszügen führte er in der Regel nur zwei seiner Frauen, einen Koch und zwei Zelte mit, eins für sich und eins zum Bedecken der Pulverlasten.

Vor Beginn eines Krieges wurde immer in Gegenwart der Unterhäuptlinge und Gruppenführer ein Kriegsrat abgehalten, in dem die Marschordnung und die Angriffspläne besprochen wurden. Dann folgte eine Heerschau mit Kriegstanz, wobei mehrere Rinder geschlachtet und verteilt wurden. Auf dem Marsch war Mirambo streng und unermüdlich, beim Angriff stets an der Spitze. Seine Haupttaktik bestand darin, die feindlichen Siedlungen am frühen Morgen, wenn alles im tiefsten, sorglosesten Schlaf lag, zu überrumpeln. Auf diese Weise mißglückten ihm auch selten seine Handstreichs.

Das Los der Gefangenen war in der Regel wenig beneidenswert. Die Männer ließ Mirambo z. T. grausam himmorden, die Weiber wurden als Sklavinnen mitgeführt. Seine Krieger dagegen hatten es nach beendigtem siegreichen Kampf gut. Sieben Tage lang wurde getanzt und gefeiert und dabei unmäßig gegessen und getrunken. Dann erst zog man mit Beute reich beladen heim, um sich zu neuen Taten zu rüsten.

Mit jedem Jahr wuchs Mirambos Macht und Reichtum. Immer weiter dehnten sich nach allen Seiten die Grenzen seines Reiches. Nach dreijährigen Kämpfen hatte er endlich auch die herdenreichen Vaha und Warundi am Nordende des Tanganjikasees besiegt und große Rinderherden von dort als Beute mitgebracht. Im Norden wurden ihm nach und nach bis zum Viktoria-Nyansasee die Häuptlinge tributpflichtig. Sogar gegen den mächtigen Sultan Mtesa von Uganda zog er eines Tages, mit den kriegerischen Vangoni verbündet, zu Felde. Es kam jedoch nicht zum Kampf. Mirambo mochte als kluger Mann doch das Aussichtslose seines Beginnens eingesehen haben und schickte Boten an den Hof Mtesas, um Frieden anzubieten. Diese wurden von Mtesa glänzend aufgenommen und bewirkt und zuletzt mit reichen Gastgeschenken, bestehend aus sechzig Elefantenzähnen, fünfzig Rindenkleidern, zwanzig Gewehren und dreißig Ochsen entlassen.

Bei all diesen Kriegszügen unterließ es Mirambo aber nicht, auch für Schutz und Sicherheit seines weiten Reiches zu sorgen. Zu diesem

Zweck errichtete er an den Grenzen regelrechte Forts, die er erprobten Führern und Unterhäuptlingen unterstellt. Hier wurden täglich Felddienst- und Gefechtsübungen abgehalten, um die Krieger ständig in der Übung zu erhalten. Auch fremde Stämme siedelte er gelegentlich an den Grenzen an als Schutzwall gegen feindliche Überfälle und versorgte sie mit den nötigen Feuerwaffen. Eines Tages, so wird erzählt, ließ er auch einem neu angesiedelten Stamm Gewehre, Pulver und Zündhütchen aushändigen. Da die Leute aber noch kein Gewehr gesehen hatten und infolgedessen nichts damit anzufangen wußten, rauchten sie Tabak daraus. Als Mirambo das hörte, ging er hin, um ihnen selbst den ersten Anschauungsunterricht im Gebrauch der Feuerwaffen zu geben. Er nahm kurzerhand ein Gewehr, lud es, und schoß den ersten besten damit nieder.

Seine schwersten Kämpfe hat Mirambo mit den Arabern ausgefochten. Fünf Jahre lang führte er erbitterte Kriege gegen sie und überfiel immer wieder ihre Handels- und Sklavenkarawanen. Den ersten Anlaß zu den Feindseligkeiten gab, wie berichtet wird, ein Araber Hamis, der auf einer Reise durch Mirambos Reich eine abfällige Äußerung über Mirambo getan haben soll. Darüber geriet der ehrgeizige und leicht reizbare Häuptling in Zorn und schwur den Arabern Rache. Noch hielt er indessen an sich. Da trat ein zweiter Umstand hinzu, der Mirambo zu den Waffen greifen ließ. Eines Tages entließen einige Arabersklaven und begaben sich unter Mirambos Schutz. Darauf sandten ihre Herren Boten und verlangten Auslieferung, die jedoch von Mirambo verweigert wurde. In der Nacht verführte einer der Boten die Lieblingsfrau Mirambos. Dieser, in seinem maßlosen Ehrgeiz gekränkt, verlangte von den Arabern Genugtuung, die jedoch mit der höhnischen Bemerkung, es sei ja nur ein schwarzes Weib, zurückgewiesen wurde. Sofort ließ nun Mirambo die Kriegstrommel schlagen. Die Araber, die sich Mirambos Macht nicht gewachsen fühlten, suchten ihn durch Geschenke zu besänftigen, doch es war vergeblich. In einem erbitterten, fünftägigen Kampf wurden die Araber besiegt. Unterdessen bekamen sie von Tabora Verstärkung und sammelten sich zu einem Gegenangriff. Während sie Nachts im Walde berieten, schlich sich Mirambo heran und hörte auf einem Baume sitzend alles mit an. Und noch ehe die Araber aufbrachen, wurden sie von den Kriegern Mirambos überfallen und unter großen Verlusten in die Flucht geschlagen. Vier Araber und hundertzwanzig ihrer schwarzen Krieger blieben tot zurück und das ganze reiche Zeltlager fiel in die Hände Mirambos. Bis nach Tabora jagte er den Fliehenden nach. Hier stellten sie sich noch einmal zum Kampf. Während dieses Gefechts fiel der Araber Hamis und geriet schwer verwundet in die Hände Mirambos. Kaum hatte er seinen Todfeind erkannt, so ließ er ihn töten, von seinem Medizinmann aufschneiden und aus seinem noch zuckenden Herzen „Dawa“, d. i. Zaubermedizin, machen. Darauf wurde die Araberniederlassung Tabora geplündert und reiche Beute gemacht. Es wird berichtet, daß Mirambo 500 Elefantenzähne, 200 Trägerlasten Baumwollstoffe, 100 Faß Pulver, 50 Kisten Seife und vieles andere hinwegführte. Wenn diese Zahlen bei der Übertreibungssucht der Neger auch zu hoch gegriffen sein mögen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Araber damals eine schwere Niederlage erlitten.

Noch mehrmals versuchten es die Araber in den folgenden Jahren, die erlittene Schmach zu rächen, doch vergebens. Endlich nach fünf Jahren, währenddessen die Handelskarawanen schwer unter den ständigen Überfällen von seiten der Krieger Mirambos zu leiden hatten, bat der Sultan von Zanzibar Mirambo um Frieden, und Mirambo, selber kriegsmüde, ging auf die Bitte ein. Als Versöhnungsgeschenk sandte er eine Karawane mit 100 Elefantenzähnen zur Küste. Die Leute wurden von den

Arabern festlich bewirtet und mit reichen Gegengeschenken an kostbaren Stoffen, Pulver und Zündhütchen, Messingdraht usw. zurückgeschickt. Von da an konnten die Karawanen der Araber wieder unbehelligt durch Mirambos Reich ziehen.

Gegen die Europäer, die damals schon da und dort in Unjamwesi auftauchten, benahm sich Mirambo in allgemeinen nicht feindselig. Die London Missionary Society konnte in der Nähe der Hauptresidenz in Urambo eine Station anlegen und ihre Arbeit ohne Störung verrichten. Und als eines Tages bei einem Kriegszug in Ugalla ein Dorf erstürmt werden sollte, in dem gerade ein Europäer und ein Araber lagerten, ließ Mirambo sie vorher warnen und auffordern zu gehen. Da sie sich jedoch weigerten, fanden auch sie in dem allgemeinen Gemetzel den Tod, worauf Mirambo aus Furcht, die Sache könnte schlimme Folgen haben, 50 Elefantenzähne als Sühne nach Zanzibar sandte. Seine duldsame Stellung den Weißen gegenüber dürfte zum großen Teil ihren Grund darin gehabt haben, daß Mirambo als intelligenter und weitblickender Mann schon lange vor seinen schwarzen Zeitgenossen das Kommen einer neuen Zeit ahnte und voraussah. Er soll es sogar gleichsam in prophetischer Schau vorausgesagt haben, daß einst weiße Männer von Osten her, von der Küste ins Land kommen und es in Besitz nehmen würden. Inwieweit dieser Ausspruch auf Tatsachen beruht, muß dahingestellt bleiben.

Seinen letzten Feldzug führte Mirambo gegen Kapella von Ukuna. Es war ein hartnäckiger Kampf. Dazu kam, daß Mirambo sich eine bösartige Geschlechtskrankheit zugezogen hatte, die ihn sehr schwächte. Trotzdem wollte er den Kampf nicht aufgeben. Mit eiserner Willenskraft hielt er aus, bis ihn bald darauf eine Lungenentzündung hinweggraffte. Nach anderen Berichten soll er zuletzt noch von seinen eigenen Kriegern getötet worden sein, indem sie ihm, während er in der Hütte schlief, heimlich eine Schlinge um den Hals legten, den Strick durch die Hüttenwand nach außen führten und ihn durch gewaltsames Zuziehen erwürgten. Ich habe mich mehrfach bemüht zu erfahren, ob die letzte Lesart auf Wahrheit beruht, jedoch vergebens, da die Bewohner von Urambo, die allein hierüber hätten Auskunft geben können, diesem Thema scheu auswichen.

Es ist nur verständlich, daß sich um eine solche, das gewöhnliche Niveau des Negers weit überragende Persönlichkeit im Lauf der Zeit ein ganzer Kreis von Sagen und Mythen bilden konnte. So wird z. B. erzählt, daß Mirambo schon als Knabe große Pläne hegte. Sein Ehrgeiz ging dahin, es mit den aus dem Süden gekommenen kriegstüchtigen Wangoni aufzunehmen. Zu diesem Zweck zieht er unter anderem Namen nach Süden, hält sich an der Grenze des Wangonilandes auf und lernt ihre Sprache und Sitten kennen. Eines Tages begibt er sich in die Residenz und stellt sich dem Häuptling zur Verfügung. Durch große Tapferkeit und unerschrockenen Mut bringt er es bald zum Mutwale (Befehlshaber). Ja der Häuptling bietet ihm sogar die Hand seiner Tochter an, um ihn für dauernd an sich zu fesseln. Seine Lehrzeit ist jedoch zu Ende, und Mirambo zieht wieder seines Wegs. Später ist er dann mit den Wangoni tatsächlich mehrfach in Berührung getreten, z. T. als Verbündeter, z. T. aber auch als erbitterter Gegner.

Nach dem Tode Mirambos zerfiel das große Reich fast noch schneller, als es gegründet worden war. Sein Nachfolger war Pandatjalo, sein jüngerer Bruder. Er wurde sehr bald in einer Schlacht verwundet und von seinen eigenen Leuten getötet. Auf ihn folgte Katugamoto (Feuerspeier), der 1898 von Oberleutnant v. Trotha abgesetzt und nach der Küste verbannt wurde, weil er sich Übergriffe gegen die deutsche Regierung zu Schulden kommen ließ. An seiner Stelle bestieg Kaswika den inzwischen schon

wieder recht klein und unansehnlich gewordenen Häuptlingsstuhl von Ulyanhulu.

Als einzige sichtbare Spuren einstiger Größe und Macht zeigt man heute noch die Ruinen der Residenz Mirambos, Isela-magasi (Blutstrom) und nahe der Missionsstation Urambo eine riesige Fächerpalme, die zur Zeit Mirambos Jahre lang mit dem Blut zahlreicher Hingerichteter gedüngt wurde. Denn hier am Fuß der Palme befand sich der öffentliche Richtplatz. Und wenn Mirambo, der Leichenfürst, nur mit dem Kopfe nickte, dann schwangen seine drei Henker das Richtbeil.

V. Die Stellung der Wanjamwesi innerhalb der übrigen Negerstämme von Ostafrika und ihre wirtschaftliche Bedeutung.

Sowohl ihrer äußereren Ausdehnung nach, als auch hinsichtlich ihrer körperlichen und geistigen Veranlagung nehmen die Wanjamwesi unter den Völkerschaften Ostafrikas eine hervorragende, führende Stellung ein. Schon die Araber hatten das erkannt. Wenn es ihnen gelang, in wenigen Jahrzehnten ihre Herrschaft über ganz Ostafrika bis tief in den Kongo hinein auszudehnen, so verdanken sie das zu einem nicht geringen Teil der Hilfe der Wanjamwesi. In ihnen fanden sie ein williges, ausdauerndes Trägermaterial und vor allem gelehrige, unerschrockene Helfer für den Kriegsdienst und die Sklavenjagden. Noch jetzt ist die Erinnerung an ihr mutiges Auftreten bei vielen Kongostämmen nicht erloschen. Als sich im Jahre 1916 die schwarzen Regimenter der Belgier vom Kongo her über Deutsch-Ostafrika ergossen und sich Unjamwesi näherten, rechneten viele der schwarzen Askari (Soldaten) mit einem bewaffneten und erbitterten Widerstand. Sie konnten deshalb nicht genug ihrer Verwunderung darüber Ausdruck geben, die gefürchteten Wanjamwesi als seßhafte, friedliche Ackerbauer wiederzufinden; und immer wieder hörte man sie erstaunt sagen: das sind also die Wanjamwesi! — Nachdem dann die Macht der Araber gebrochen war, gehörten die Wanjamwesi zu den ersten, die sich willig und fast ohne Widerstand in die veränderten Verhältnisse einfügten und der neuen Herrschaft ihre Dienste zur Verfügung stellten als zuverlässige, geschickte Träger und intelligente, ausdauernde Plantagenarbeiter. Und als man anfing, die anfangs landfremde Polizei- und Schutztruppe mehr und mehr durch Einheimische zu ersetzen, spielten wieder die Wanjamwesi der Zahl wie der Eignung nach eine nicht unwichtige Rolle.

Einer der bemerkenswertesten Züge, der sie vor allen anderen Völkerschaften Ostafrikas auszeichnet, ist ihre Wanderlust. Der Munjamwesi ist der geborene Zug- und Wandervogel, der Sachsengänger Ostafrikas. Der Zug in die Ferne liegt bei ihm im Blut. Im Februar, März, wenn die Hauptfeldarbeit getan ist, duldet es den Mann nicht mehr zu Hause. Er muß dann auf einige Monate fort in die Ferne und wäre es auch nur, um in einer entfernten Ecke des Landes einen seiner vielen Verwandten aufzusuchen. Meistens aber läßt er sich für sechs bis acht Monate auf einer Pflanzung an der Küste anwerben, oder er nimmt für mehrere Monate Trägerdienst. Ich habe Leute kennen gelernt, die zwanzig- und mehrmal die über 800 km lange Fußreise an die Küste nach Daressalam, Bagamoyo und andere Hafenstädte machten, auf dem Hin- und Rückmarsch mit Trägerlasten von 60—80 Pfund bepackt. Und ein junger Mann, der noch nie zu Fuß an der Küste war, oder sonst noch keine größere Safari (Karawanenreise) mitgemacht hatte, tat gut, in der Männerversammlung zu schweigen. Schon mit elf bis zwölf Jahren begleitet der Junge den Vater oder Onkel auf die Karawanenreise, um ihm den Mundvorrat und die Schlafmatte zu tragen; und kaum fühlt er sich kräftig genug, so über-

nimmt er selber eine Last, legt sich einen klingenden Safarinamen zu und nennt sich nun stolz Mpagasi, d. i. Träger.

Diese häufigen Reisen waren nicht ohne mannigfaltige Rückwirkungen auf die geistige Entwicklung des Volkes, auf das wirtschaftliche Leben und auf die Familienverhältnisse. Der Verkehr mit den verschiedensten fremden Stämmen und Rassen, die Berührung mit anderen Sitten und Gebräuchen erweiterte den Gesichtskreis und gab dem Munjamwesi eine gewisse geistige Beweglichkeit, die jedem Europäer angenehm auffiel. Erfahrungen und Beobachtungen, die man unterwegs sammelte, wurden in der Heimat fruchtbar gemacht. Mit Vorliebe brachten sie, um nur eins zu nennen, Samen von landesfremden Feld- und Baumfrüchten mit, um sie daheim zu kultivieren, und es begegnete einem nicht selten, daß man in der Nähe einer Dorfsiedlung plötzlich vor einem Obstgarten mit z. T. seltenen Bäumen stand. Vielleicht dürfte hier auch das Beispiel der Araber mit ihren Obstanlagen bestimmt mitgewirkt haben. So ist z. B. der Mangobaum heute stellenweise sehr stark vertreten, besonders im mittleren Teil von Unjamwesi, im Bezirk Tabora, wo ein größerer Landstrich geradezu Unjanjembe, das Land der Mangobäume, genannt wird. In älteren Büchern findet man häufig die Übersetzung „Land der Hacken“; aber das Wort Unjanjembe muß nach seiner sprachlichen Form mit „Land der Mangobäume“ übersetzt werden. Denn Mangobaum heißt auf Kinjamwesi Muembe, Mehrzahl Miembe, die Hacke dagegen heißt Igembe, Mehrzahl Magembe. Land der Hacken müßte somit in richtigem Kinjamwesi Unjamagembe lauten. Aus Unjamjembe, wie es eigentlich ausgesprochen werden müßte, wird, der bequemeren Aussprache wegen, Unjanjembe. Dazu kommt, daß für die Übersetzung „Land der Hacken“ keinerlei sachliche Begründung vorliegt, denn die früheren Eingeborenen-hacken kamen meines Wissens in der Hauptsache aus der im Südwesten von Unjamwesi gelegenen Landschaft Ukonongo und aus dem nördlichen Gebiet Usukuma. Dagegen ist die Bedeutung „Land der Mangobäume“ ohne weiteres verständlich, da die Landschaft Unjanjembe tatsächlich viele solche Bäume aufweist, stellenweise ganze Gruppen und Haine. Allerdings dürfte der Name jüngeren Datums sein, da nach Angabe der Eingeborenen in früheren Zeiten der Glaube herrschte, daß jeder, der einen Mangobaum pflanze, sterben müsse, sobald der Baum die ersten Früchte trage, und aus diesem Grunde früher Mangobäume nur selten angepflanzt wurden. Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß auch das Koloniallexikon von Schnee Unjanjembe mit Land der Mangobäume übersetzt.

Daß die Sachsengängerei der Wanjamwesi aber bei aller günstigen Wirkung auf das wirtschaftliche Leben und den Volkscharakter andererseits nicht ohne schädigenden Einfluß auf das Familienleben bleiben kann, werde ich an geeigneter Stelle noch besonders zeigen.

Ein Beweis dafür, daß die Wanjamwesi in charakterlicher wie wirtschaftlicher Hinsicht unter den Völkerschaften Ostafrikas eine bedeutende Rolle spielen, muß auch in ihrer kolonialen Fähigkeit erblickt werden, in der Fähigkeit, sich dank ihrer geistigen Beweglichkeit, ihres Fleißes und ihrer friedlichen Gesinnung auch unter den fremdesten Verhältnissen bald heimisch zu fühlen und einzurwurzeln. Man trifft heute in weiten Teilen Ostafrikas, nicht nur in der früheren deutschen Kolonie, besonders aber im Nordosten und nach der Küste zu kleinere und größere Ansiedlungen und Kolonien von Wanjamwesi. Zum Teil handelt es sich dabei um freiwillig Ausgewanderte, die sich als Arbeiterstämme mit ihren Familien in der Nähe einer größeren Pflanzung für dauernd niedergelassen haben; zum Teil sind es aber auch Stämme, die von der deutschen Regierung

in früheren Aufstandsgebieten angesiedelt wurden als beruhigendes Element. Solche Verpflanzungen haben sich überall gut bewährt; denn wie gesagt, der Munjamwesi ist von Haus aus ein fleißiger, friedliebender Ackerbauer und infolgedessen ein durchaus brauchbares kolonisatorisches Element.

VI. Soziale Erscheinungen.

Wie in den vorgehenden Abschnitten schon mehrfach angedeutet wurde, haben wir es bei den Wanjamwesi nicht mit einem einheitlichen Stamm oder Volkstum, sondern mit einer Zusammenfassung verwandter Stämme zu tun, die aber als Ganzes so gut charakterisiert sind, daß sie den gemeinschaftlichen Namen vollauf rechtfertigen. Ein festeres staatliches Gefüge hatte Unjamwesi jedoch nur einmal vorübergehend unter der Schreckens- und Raubherrschaft Mirambos. Heute zerfällt es politisch in eine Anzahl selbständiger und gleichberechtigter Großhäuptlings-schaften (vutemi), die sich wieder in eine Unzahl Unterhäuptlingsschaf-ten (magunguli) gliedern. Die Großsultanate sind im Westen: Usumbwa, Ukumbi, Ugalla, Ukonongo; im Süden: Ukimbu, Kiwere; im Osten: Itumba, Ujansi, Ussongo; im Norden: Ussukuma und Msalala; in der Mitte Unjanjembe, Ngulu und Uganda. Eine engere Fühlung besteht zwischen diesen Sultanaten nur, wenn die betreffenden Häuptlinge ver-wandt oder durch Blutsfreundschaft verbunden sind. Seit der Besitz-ergreifung durch die Europäer sind die Rechte und Befugnisse der Häupt-linge, die einst ihre Länder souverän und oft mit schrankenloser Willkür beherrschten, stark beschränkt. In neuerer Zeit ist eine gewisse Änderung insofern eingetreten, als die Engländer den Großhäuptlingen auf Kosten der Unterhäuptlinge in gewissen Grenzen eine größere Selbständigkeit einräumen.

Die Würde der Unterhäuptlinge (vanatjalo) ist wie die der Groß-sultane erblich, muß aber von den letzteren bei Antritt bestätigt werden. Außer diesen angestammten Unterhäuptlingen trifft man da und dort im Land sogenannte „Watwale“ (Heerführer) und „Wanangwa“, Ver-wandte des Großsultans. Sie sind vom Großhäuptling unmittelbar ein-gesetzt und bilden ein gewisses Gegengewicht gegen die land- und erb-angesessenen „Wanatjalo“ (Unterhäuptlinge). Gewöhnlich führt ein Mutwale oder Mwanangwa über mehrere Magunguli (Unterhäuptlings-schaf-ten) eine Art Oberaufsicht und hält seinen Herrn ständig über alles, was im Lande vorgeht, auf dem Laufenden. Das Eigentümliche dabei ist, daß die Watwale ausschließlich aus den Sklaven des Großhäuptlings hervorgehen.

Den geschlossensten Charakter zeigen die Dorfverbände, die in der Hauptsache aus den Familiensippen mit ihren Leibeigenen gebildet werden. Unter dem vielleicht nicht ganz glücklich gewählten Ausdruck Dorfverband (ikaja) verstehe ich einzelne Dörfer oder Siedelungen, die heute im Durchschnitt ziemlich klein sind und je nachdem 6, 8 bis zu 15 oder 20 Hütten zählen. Eine Ausnahme machen die Siedelungen an den Hauptverkehrsstraßen mit Märkten und die Häuptlingssitze, deren Bevölkerung darum auch meist eine mehr oder weniger zufällige Zusam-men-setzung aufweist.

Unter Familiensippen sind die Nachkommen eines gemeinsamen Stammvaters zu verstehen, bestehend aus dem älteren Bruder als Dorf-ältesten (Musengakaja = Dorferbauer) mit seinen Frauen und direkten Nachkommen, den jüngeren Brüdern mit deren Familien und etwaigen Hörigen. Alle verheirateten Erwachsenen haben getrennte Haushaltungen, auch die einzelnen Frauen eines Mannes und die verheirateten Hörigen.

Der Dorfverband heißt ikaja, die Sippe igongo, die Bewohner eines Hauses, also die engere Familie, ivanza. Der Ausdruck ivanza wird übrigens auch für die Essensgemeinschaft auf Karawanenreisen gebraucht.

Früher waren die Siedlungen in der Regel befestigt durch im Rechteck angelegte Tembenbauten, durch Palisaden oder lebende Hecken, meist Euphorbien, während sie heute frei und ungeschützt daliegen.

An der Spitze des Dorfverbandes steht der Dorfhäuptling (Musenga-kaja), der sehr oft auch zugleich Medizinmann ist und so in doppelter Weise, auf gesellschaftlichem und religiösem Gebiet die Führerrolle inne hat. Unter dem Einfluß der neueren Zeit lockert sich heute mehr und mehr die ehemalige Geschlossenheit der Dorfverbände, was schon rein äußerlich seinen Ausdruck darin findet, daß man heute immer weniger große und fest umzäunte Siedlungen trifft, da die neuen Verhältnisse einsteils eine gewisse Zersetzung der althergebrachten Sippenautorität begünstigen und andernteils durch das Unterbinden der Stammesfehden das Schutzbedürfnis wesentlich vermindert wird. Nur am Rande der größeren Steppen und Wälder sieht man noch das palisadenbewehrte Dorf zum Schutz gegen Raubtiere.

Zu den Haupterscheinungen des sozialen Lebens gehört, wie allgemein in Afrika, so auch bei den Wanjamwesi die Sklaverei. Für die Art aber, wie sie im öffentlichen Leben in Erscheinung tritt, ist es bezeichnend, daß ich schon mehrere Jahre in Unjamwesi lebte, ohne eine eigentliche Spur von Sklaverei zu entdecken, obwohl sie allgemein verbreitet ist. Das kommt daher, daß es eine Sklaverei im landläufigen Sinn in Unjamwesi heute nicht gibt. Wir haben es hier vielmehr nur mit einer Art Hörigkeitsverhältnis zu tun, das in seinen sozialen Auswirkungen kaum mit der Leibeigenschaft unserer früheren Bauern verglichen werden kann. Schon der Ausdruck Sklave (Musese) wird sehr selten gebraucht. Der Besitzer spricht vielmehr nur von seinen „Kindern“; und überall besteht zwischen Herren und Hörigen Essensgemeinschaft. Auch sind die Fälle nicht selten, wo der Hörige mit der Zeit an Kindesstatt angenommen wird und ganz in der Familie des früheren Herrn aufgeht. Außerdem gelten heute die Kinder von Hörigen als Freigeborene. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, und manches scheint darauf hinzudeuten, daß die Hörigkeit in früheren Zeiten wesentlich härtere Formen zeigte als heute. Aber so, wie die Verhältnisse zurzeit liegen, ist kaum ein Grund vorhanden, auf möglichst schnelle Aufhebung des Hörigkeitsverhältnisses zu drängen. Die Hörigen selbst wünschen es in den meisten Fällen gar nicht, weil sie ihre soziale Abhängigkeit durchaus nicht als etwas Minderwertiges oder Drückendes empfinden, im Gegenteil sich auf diese Weise geborgen und versorgt wissen. Denn der Besitzer hat nach allgemeiner Anschauung die Pflicht, in Fällen von Alter, Krankheit und Erwerbsunfähigkeit für seinen Hörigen zu sorgen wie für ein Familienglied. Nur so erklärt es sich auch, daß von der von der deutschen Regierung seiner Zeit gegebenen Möglichkeit, sich frei zu kaufen, verhältnismäßig wenig Gebrauch gemacht wurde, ja daß eine Freischreibung häufig als Schande empfunden wurde, als ein Ausgestoßenwerden aus dem liebgewordenen Familienverband.

Die Mehrzahl der heutigen Hörigen stammt noch aus früheren Kriegen und Sklavenjagden und ist deshalb auch größtenteils landfremd. Den größten Prozentsatz lieferten seiner Zeit die Kongoländer. Die Sultane machten insofern eine Ausnahme, als sie von jeher ihren großen Bestand an Hörigen gern auch aus ihren eigenen Untertanen ergänzten. Sie hatten zu diesem Zweck eine Reihe von oft geradezu lächerlichen Tabugesetzen aufgestellt, deren Übertretung genügte, aus einem freien Mann einen Sklaven zu machen; so z. B. das Berühren des auf dem Hof des Häupt-

lingssitzes aufgestellten Schädelbaumes, oder das unbefugte Betasten eines erlegten Löwen oder Leoparden. Es kam aber auch vor, daß Verbrecher oder sonstwie Verfolgte sich freiwillig in die Sklaverei des Häuptlings begaben, indem sie in die Residenz flohen und dort einen der oben genannten geheiligen Gegenstände berührten, um sich auf diese Weise ihren Verfolgern zu entziehen. Auf dem freien Platz der Häuptlingsresidenz (ikulu) steht heute noch überall der Schädelbaum, als erstes sichtbares Wahrzeichen der Häuptlingswürde. Es ist dies ein zwei bis drei Meter hoher, mehrfach gegabelter Pfahl, an dessen Astgabeln die gebleichten Schädel von Löwen, Leoparden und anderen größeren Raubtieren, sowie von großen seltenen Vögeln hängen. Menschenschädel sah ich nirgends darunter. Dieser Schädelbaum galt und gilt heute noch für den gewöhnlichen Untertanen als Tabu und darf nicht ungestraft berührt werden. Wer ihn früher absichtlich oder unabsichtlich anfaßte, hatte damit seine Freiheit verwirkt und wurde Sklave des Häuptlings. Dasselbe galt von den an der Hofumzäunung oder an der Hüttenwand aufgehängten Löwen- und Leopardenfellen. Wer einen Löwen oder Leoparden erlegt oder in einer Falle gefangen hatte, mußte sofort den nächsten Unterhäuptling benachrichtigen, der dann durch seinen Jäger das Raubtier abblagen und die Decke zum Landeshäuptling bringen ließ. Heute werden diese Verbote nur noch von den älteren Bewohnern der abgelegenen Waldgebiete beachtet.

Nach den heute geltenden Bestimmungen dürfen zwar keine Sklaven mehr gekauft und verkauft werden, doch wechseln sie unter der Hand immer noch ihre Besitzer. Im übrigen hat jeder Hörige seinen eigenen Hausstand. Er ist nur verpflichtet, seinem Herrn in den Hauptarbeitszeiten bei Aussaat und Ernte zu helfen und beim Hüttenbau und anderen größeren Arbeiten an die Hand zu gehen. Alles in allem stellt die Sklaverei bei den Wanjamwesi heute eine sehr milde Form von Hörigkeit dar, die mit dem landläufigen Begriff von Sklaverei nur sehr wenig gemein hat und die durch die fortschreitende Berührung mit der europäischen Zivilisation langsam von selber verschwinden wird.

VII. Ehe und Familienleben.

Im Prinzip herrscht bei den Wanjamwesi die Vielweiberei. Wenn trotzdem ein großer Teil der Männer nur mit einer Frau zusammenlebt, so hat das fast ausschließlich seinen Grund darin, daß sie zu arm sind, eine zweite und dritte zu nehmen; denn da das Heiraten mit der Hinterlegung einer verhältnismäßig hohen Morgengabe verbunden ist, kann sich nur der Besitzende die Annehmlichkeit und den Luxus mehrerer Frauen gestatten. In der Praxis besteht deshalb die Vielweiberei nur bei den Großsultanen, Unterhäuptlingen, Dorfbesitzern und einer geringen Anzahl von wirtschaftlich besser gestellten Eingeborenen. Alle anderen begnügen sich mit einer legitimen Frau, wenn sie auch in der Regel daneben noch eine sogenannte Muhalia (etwa Verhältnis) besitzen. Die Zahl der Frauen ist nach oben hin nicht beschränkt. Vom Sultan Saidi bin Msawila von Unjanjembe wurde mir im Jahre 1920 versichert, daß sein Harem über hundert zähle. Die kleineren Häuptlinge begnügen sich mit drei bis vier, die Dorfbesitzer in der Regel mit zwei bis drei Frauen. Doch kommen auch Ausnahmen vor. So lernte ich in der Nähe der Station Usoke bei Tabora einen kleinen Dorfbesitzer kennen, der die stattliche Zahl von sieben Weibern sein eigen nannte.

Die Polygamie wurzelt hier tief in den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen und gilt in den Augen der Eingeborenen durchaus als Normalzustand. Nicht selten rät z. B. die Frau selbst ihrem Mann zu einer

zweiten Heirat, sei es aus Sorge für die Nachkommenschaft, weil sie ihr Kind mangels künstlicher Nahrung eineinhalb bis zwei Jahre stillen muß; sei es wegen Krankheit oder aus anderen Gründen. Dazu kommt das wirtschaftliche Moment. Der Hackbau verlangt viele Kräfte und wird in der Hauptsache von Frauen betrieben. Und endlich, um nur noch eins zu nennen, bildet die Zahl der Frauen einen Wertmesser für den Reichtum des Munjamwesi und ist gleichzeitig auch ein Hauptmerkmal für die gesellschaftliche Rangstufe. Von den Frauen des Polygamisten hat jede ihre besondere Hütte und einen eigenen Hausstand. Zuweilen wohnen sie auch in verschiedenen Dörfern. Überhaupt ist die Stellung der Frau bei den Wanjamwesi nicht in dem Maße niedrig und unterdrückt, wie man es von andern Naturvölkern kennt. Ich habe sogar manche Familien kennen gelernt, in denen die Frau entschieden das geistige Übergewicht besaß und mit strammer Hand das Regiment führte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das viele und längere Abwesensein der Männer auf Karawanenreisen, Pflanzungen usw. die Entwicklung zur Selbständigkeit der Frau und zu einem gewissen Grad von Freiheit günstig beeinflußt hat. Jedenfalls ist der Frau die Möglichkeit gegeben, sich in bestimmten Grenzen auszuwirken und eine gewisse Selbständigkeit zu wahren.

In der Regel heiraten die Wanjamwesi im Alter von 14 bis 16 Jahren. Es soll, wie mir versichert wurde, die Möglichkeit einer Ehe auf Probe bestehen, doch konnte ich Sichereres hierüber nicht erfahren. Jedenfalls ist der freie Geschlechtsverkehr unter den Jungen vor der Verheiratung ziemlich allgemein und auf Unberührtheit der Braut wird kein besonderer Wert gelegt. Kinderehen sind nicht an der Tagesordnung, kommen aber gelegentlich vor. In diesem Fall bleibt jedoch das Mädchen bis zur Mannbarkeit bei der Mutter. Auch das Bestehen der Leviratsehe konnte ich im Süden, in Kiwere, feststellen.

Die Haupttrolle bei der Verheiratung spielt der Mukombe (= Heiratsvermittler), gewöhnlich ein Verwandter aus der Familie des Mannes. Seine Aufgabe ist es, die Verhandlungen mit der Familie der Braut anzubahnen und bis zu Ende durchzuführen, worüber oft Monate vergehen. Ist die Wahl des jungen Mannes auf ein Mädchen gefallen und findet diese den Beifall der Familie, so überbringt der Mukombe zunächst ein Geschenk im Wert von etwa fünf Rupien, bestehend in Kleiderstoffen, einer Ziege und dergleichen. Wird das Geschenk angenommen, so bedeutet das, daß sich die Familie des Mädchens zu Verhandlungen bereit erklärt. Nun gilt es, die Höhe der Morgengabe zu vereinbaren, wobei auf beiden Seiten viel Beredsamkeit aufgewendet wird. Die Höhe des Brautpreises ist sehr verschieden und richtet sich in der Hauptsache nach der sozialen Stellung der Brautfamilie, hängt aber auch bis zu einem gewissen Grad von der Geschicklichkeit des Mukombe bei den Heiratsverhandlungen ab. In der Regel schwankt er zwischen vierzig und hundert Mark. In Ausnahmefällen werden aber auch Morgengaben im Wert von hundertfünfzig bis hundertachtzig Mark entrichtet. Während früher ausschließlich in Naturalien (Rinder, Ziegen, Eisenhacken, Kleiderstoffe uws.) oder auch mit Sklaven gezahlt wurde, erfolgt heute die Abfindung vielfach in barem Geld. Das Zusammenbringen des Brautpreises ist Sache der Familiensippe. Die vielfach gebrauchten Ausdrücke: Kaufpreis für Morgengabe und Kauffehe sind vom Standpunkt des Munjamwesi aus gesehen nicht zutreffend, wenn sie auch allgemein für diese Art Eheschließungen verwendet werden und der Brautpreis den Begriff eines Besitzwechsels tatsächlich bis zu einem gewissen Grad rechtfertigt. Aber es ist für das Empfinden und die Denkart der Leute doch bezeichnend, daß sie die Unterstellung, als ob sie ihre Frauen wie irgendeinen beliebigen Gegenstand

kauften, weit von sich weisen und es ihrerseits ganz unverständlich finden, daß der weiße Mann seine Frau sozusagen umsonst bekommt, ja daß letztere sogar noch einen gewissen Besitz mit in die Ehe bringt. Für die Anschauung des Munjamwesi steigt der Wert der Frau mit der Höhe der geleisteten Morgengabe, und man kann allgemein die Behauptung hören: Frauen, für die wir nichts zu zahlen brauchen, haben in unseren Augen keinen Wert, sie sind Allgemeingut, öffentliche Weiber.

Die Hochzeit wird durch ein großes Trommeltanzfest (ngoma) gefeiert, an dem alle umliegenden Ortschaften teilnehmen. Am Abend vor der Hochzeit geht der Bräutigam mit seinen Freunden zum Dorf der Braut. Zum Schein verwehrt man ihm mit Stöcken und Speeren den Eintritt. Erst wenn er ein kleines Geschenk im Wert von etwa einer Mark an die Brautfamilie gezahlt hat, darf er hinein. Darauf beginnt der Tanz der Festteilnehmer. In dieser Nacht schläft der junge Mann mit der Braut, während seine Freunde mit den Gespielinnen der Braut im Mädchenhaus übernachten. Wie ich öfter beobachten konnte, erscheinen die jungen Männer nach dieser Nacht immer mit leichten Hautwunden im Gesicht. Wer ihnen diese beibringt und auf was für einen Brauch sie zurückzuführen sind, habe ich nicht erfahren können. Nach der Hochzeit muß sich der junge Mann noch eine Zeitlang, oft bis zu einem Jahr, im Dorfe des Schwiegervaters aufhalten und ihm bei aller Arbeit helfen. Es ist dies eine Art Probezeit, in der der junge Ehemann zeigen soll, ob er fähig ist, eine Frau zu ernähren. Auch verlangt es die gute Sitte, daß der Schwiegersohn in den ersten drei bis vier Tagen nach der Hochzeit früh morgens seinen Schwiegervater an der Schwelle der Hütte erwartet und ihn beim Heraustreten in ausführlicher, zeremonieller Weise begrüßt. Erwähnt sei hier auch das Bestehen des Schwiegervater- und Schwiegermuttertabus in der Form, daß die junge Frau ihrem Schwiegervater stets den Rücken zukehren muß, wenn sie ihn begrüßt oder mit ihm spricht, und der Mann sich seiner Schwiegermutter gegenüber ebenso zu verhalten hat.

Ehescheidungen sind ziemlich häufig, besonders in den ersten Jahren der Ehe. Sie bilden den größten Prozentsatz der vielen Zwistigkeiten und Friedensgerichtsverhandlungen, die beim Munjamwesi zum täglichen Brot gehören. Als triftige Gründe für eine Scheidung gelten: dauernde Abneigung des einen Teils, Kinderlosigkeit, Mißhandlung von seiten des Mannes, Ehebruch der Frau sowie Ansteckung durch Syphilis und andere Geschlechtskrankheiten. Darüber, ob bei der Ehescheidung die Morgengabe zurückzuzahlen ist oder nicht, entscheidet nach endlosen Verhandlungen der Rat der Alten. Ausschlaggebend ist hierbei, ob der Mann oder die Frau der schuldige Teil ist. Hat der Mann z. B. seine Frau durch fortgesetzte Mißhandlungen zum Verlassen des Hauses veranlaßt oder sie geschlechtskrank gemacht, so findet eine Rückgabe des Heiratsbesitzes nicht statt. Ist es jedoch erwiesen, daß die Frau berechtigten Anlaß zur Scheidung gibt, so muß der Brautpreis zurückerstattet werden. Meistens übergibt die Familie des Mannes in diesem Fall sogar noch eine genaue Rechnung über alle Ausgaben an Kleidern, Schmuck usw., die während der Ehe stattgefunden haben. Sind Kinder vorhanden, so werden sie bei der Scheidung in der Regel dem Mann zugesprochen gegen Verzicht auf den teilweisen oder ganzen Heiratsbesitz. Nicht immer führt Ehebruch der Frau — einen Ehebruch des Mannes gibt es praktisch nicht — zur Scheidung; denn nur in den seltensten Fällen empfindet der Munjamwesi den Ehebruch als Eingriff in seine persönliche Ehre, er betrachtet ihn vielmehr lediglich als Schädigung seines Eigentumsrechts, sozusagen als Eigentumsvergehen. Er begnügt sich deshalb in vielen Fällen nur zu gern mit der verhältnismäßig hohen Buße, die der in flagranti ertappte Ehe-

brecher zu entrichten hat. Seiner Frau trägt er den Fehlritt dann in keiner Weise nach. Bezeichnend für die Anschauung des Wanjamwesi in diesem Punkt ist z. B. folgendes kleine Erlebnis, das ich im Jahre 1917 hatte. Ich reiste von Urambo nach Usoke. Nachdem wir einen Tag unterwegs waren, stellte es sich heraus, daß zwei Träger überflüssig waren und am nächsten Tag zurückgeschickt werden konnten. Sofort entwarfen sie nun einen Plan, wie sie nachts die Frau des einen überraschen wollten, da sie bestimmt wußten, daß sie im Geheimen einen Liebhaber hatte. Der Galan sollte aber nicht etwa durchgeprügelt, sondern nur in flagranti ertappt werden, damit er gezwungen werden könne, eine möglichst hohe Strafe zu zahlen.

Eine starke Schädigung des Familienlebens bedeutet die schon oben erwähnte Wanderlust der Wanjamwesi, die die jungen, kräftigen Männer Jahr für Jahr monatelang von Haus und Hof fernhält. Die nächste natürliche Folge ist, daß die Frauen in der Zwischenzeit sich mit anderen Männern einlassen, wodurch nach der Rückkehr des Mannes Zerwürfnisse und langwierige Streitigkeiten entstehen. Dazu kommt als zweites, daß die Männer nicht selten mit Geschlechtskrankheiten behaftet heimkommen und ihre bis dahin gesunden Frauen anstecken. Auf jeden Fall wiegen die materiellen Erfolge der Sachsengängerei die Schädigung der Familienverhältnisse und damit des ganzen Volkes nicht auf.

Mit einer Folge der Verseuchung durch die von der Küste zurückkehrenden Männer dürfte auch die große Kindersterblichkeit bei den Wanjamwesi sein, wenn hierfür auch die falsche Ernährungsweise mit verantwortlich gemacht werden muß. Vom ersten Tage an werden die Kinder mit schwer verdaulichen Breien aus Mais- und Hirsemehl gefüttert mit dem Erfolg, daß ein großer Teil an Magen- und Darmstörungen zugrunde geht und die Überlebenden bis zum fünften und sechsten Lebensjahr mit auffallend dicken, aufgetriebenen Bäuchen herumlaufen.

Prostitution im Sinne des im europäischen Kulturkreis entstandenen Begriffes gibt es meines Wissens bei den Wanjamwesi nicht. Ich habe dabei nur die ländlichen Verhältnisse im Auge. In den Städten, wie z. B. Tabora, und den größeren Marktflecken mögen sich durch die Berührung mit Europäern und Asiaten in den letzten Jahrzehnten Sitten herausgebildet haben, die unserm Begriff von Prostitution nahekommen. Doch ist die Völker- und Rassenmischung hier gewöhnlich so stark und die darunter befindlichen Volksteile der Wanjamwesi sind so in der Minderheit und außerdem ihren ursprünglichen Sitten meist so entfremdet, daß die Bevölkerung der Städte für die Beurteilung dieser Frage ausscheidet. Es gibt zwar auf dem Lande fast in jedem Dorf und jeder größeren Niederrassung unverheiratete Frauen, Witwen, Sklavinnen usw., die dem außerehelichen Geschlechtsverkehr der Männer gegen Entgelt zur Verfügung stehen, und wie oben bereits erwähnt wurde, herrscht auch unter der unverheirateten Jugend allgemein freier Geschlechtsverkehr; es fehlt aber dabei das Hauptmerkmal der Prostitution, daß nämlich die Frauen von irgendeiner Seite aus Hab- oder Gewinnsucht gezwungen werden, sich den Männern preiszugeben. Außerdem besteht auch nicht die Anschauung einer Entehrung hinsichtlich der käuflichen Frauen, wenn sie auch in moralischer Beziehung nicht gerade für voll angesehen werden. Dazu kommt, daß der Verkehr mit diesen Frauen sehr oft auch die Form eines, wenn auch losen Eheverhältnisses auf Zeit annimmt. Dies trifft z. B. zu in all den Fällen, wo der ärmere Mann den Geschlechtsverkehr mit seiner Frau unterbrechen muß, sei es wegen Krankheit oder Schwangerschaft der Frau oder weil sie ein Kind ernährt, und er nicht den nötigen Besitz hat, eine zweite Frau in rechtsgültiger Form zu heiraten.

Sitten und Gebräuche bei der Geburt.

Während der Geburt ist die Anwesenheit des Vaters oder anderer Männer nicht gestattet. Nur die Hebamme und einige erfahrene alte Frauen sind zugegen. Die Abnabelung des Neugeborenen wird mit Hilfe eines von einem Hirsestengel abgerissenen scharfen Spahns vorgenommen. Die Plazenta trägt die Hebamme nachts auf einen Kreuzweg und vergräbt sie dort. Den ersten Namen (lina lja homba = Breinamen) erhält das Kind von der Mutter bzw. ihren Verwandten oder von der Hebamme. Er wird entweder aus dem Verwandten- oder Bekanntenkreis entlehnt oder irgendwelchen, gerade herrschenden Umständen entnommen (Hungersnot, Krieg usw.). Brüllt während der Geburt z. B. in der Nähe ein Löwe, so wird der Junge häufig Simba (= Löwe) genannt. Vollzieht sich die Geburt in der Nacht, so bekommt das Neugeborene gern den Namen Tschavusiku (der oder die Nächtliche). Ist das Kind unter Anwendung von Medizin zur Welt gekommen, so wird der Junge Maganga (von Vu-ganga = Arzneimittel), das Mädchen Musisia (von kusisia = jemand errettet oder heilen) genannt. Eine Steißgeburt trägt zur dauernden Erinnerung an ihren unvorschriftsmäßigen Eintritt in die Welt den Namen Kasindje (= Fuß- oder Steißgeburt). Dieser erste Name ist in gewissem Sinne heilig, weshalb der Munjamwesi sich später, wenn er erwachsen ist, bei jeder Gelegenheit einen andern Namen zulegt. Kein Mann wird, wenn er z. B. auf Reisen geht, oder sich von einem Europäer zu irgendeiner Arbeit anwerben läßt, seinen ursprünglichen Namen angeben, sondern immer einen neuen annehmen. So kommt es, daß der Einzelne oft vier, fünf und mehr verschiedene Namen besitzt.

Während die Hebamme nach glücklicher Geburt das Kind badet, wird es von den inzwischen zusammengelaufenen Nachbarfrauen mit Freudengeschrei und Trillern begrüßt. Nach dem Bad erhält das Neugeborene in manchen Gegenden als erste Nahrung etwas Honig von einer dort vorkommenden Honigameise. Erst nach vier bis fünf Tagen trägt man das Kind zum erstenmal aus der Hütte. Vor der Tür wird die Mutter, das Kind, die Hebamme und das Mädchen, das das Kind trägt, mit Mula (= Kot von der Riesenschlange, Python) bestrichen. Darauf geht man zu einem Kreuzweg mit Samen von allen gebräuchlichen Getreidearten und Hülsenfrüchten. Ein Mädchen mit dem Kind auf dem Rücken zieht mit der Hacke eine Furche, wirft die Samen hinein und deckt sie wieder mit Erde zu. Nach Beendigung dieser Zeremonie bringen die Beteiligten ein Opfer, bestehend aus einem dünnflüssigen Mehlblie, dar und bestreichen sich am Schluß mit dem Brei Stirn, Schulter und Brust. Nach Angaben von Missionar P. Terp erhält der Junge bei der Geburt Bogen und Pfeil. Der Großvater oder ein anderer älterer Mann aus der Verwandtschaft hält dabei etwa folgende Ansprache: „Mein Kind, werde groß und stark, brich Bäume um wie ein Elefant, baue Häuser, beackere deine Felder, gehe auf Erwerb und verdiene viel Geld. Heirate eine ehrbare Frau. Werde nicht faul, sondern erweise dich als ein brauchbarer, fleißiger Mann.“ Dem Mädchen gibt man Besen, Kochtopf und Rührloßel, wobei eine ältere Frau spricht: „Mein Kind, bleib gesund und werde fleißig. Heirate einen guten Mann, halte Ordnung in deinem Haus, werde nicht schlecht, sondern erweise dich als eine rechte, brauchbare Frau.“

Bei Zwillingssgeburten erhält der Häuptling des Bezirkes ein Geschenk im Wert bis zu dreißig Mark. Früher sollen aus diesem Grund Zwillingskinder vielfach getötet worden sein. Die Geburt von Zwillingen muß sofort dem Häuptling angezeigt werden. In einigen Gegenden wird dann gegen Leihgebühr von etwa fünf Mark die große Häuptlingstrommel geholt und im Dorf der Zwillinge eine Tanzfestlichkeit veranstaltet. Nach

Beendigung derselben bringt man die Trommel zurück und zahlt dem Landesherrlicher das übliche Geschenk. Im Dorf des Unterhäuptlings Kandigiri von Ujumbu bei Tabora war ich eines Tages zufällig Zeuge einer Feier aus Anlaß einer Zwillingssgeburt. Zunächst fanden Verhandlungen über die Höhe des zu zahlenden Geschenkes statt. So viel mir erinnerlich ist, einigte man sich auf fünfzehn Eisenhacken (im Wert von etwa 20 M.). Sobald der Handel abgeschlossen war, erschien die Familie mit den Zwillingen unter Trillern und Freudengeschrei und versammelte sich vor dem Haus des Häuptlings. Nun kam der Häuptling, geschmückt mit dem Standesabzeichen (breite Löwenfellstreifen mit großen, weißen Muscheln besetzt), und brachte als oberster Priester des Landes ein Opfer dar. In einer flachen Kalebassschale wurde ein dünnflüssiger Mehlblrei angerührt, mit dem der Häuptling unter Anrufung der Geister die Feiernden besprengte. Das Besprengen geschah hier nicht wie sonst mittels eines Büschels von grünen Blättern, sondern der Priester tauchte immer wieder die Fingerspitzen der rechten Hand in den Mehlblrei, drückte sie gegen die Innenfläche des Daumens und schnellte sie dann ausgespreizt vor, so daß der Brei nach allen Richtungen spritzte.

Albinos, die gelegentlich vorkommen, sind als Mißgeburten verachtet und werden als notwendiges Übel hingenommen. Ob sie früher getötet wurden, darüber konnte ich nichts erfahren. Allgemein sieht man in ihnen eine Strafe der bösen Geister.

VIII. Vom materiellen Besitz der Wanjamwesi.

Dorfanlagen und Hüttenbau.

Während man heute in der Regel kleinere, offene Dorfsiedlungen trifft, wohnten früher die Wanjamwesi in größeren, umfriedeten Niederlassungen. Die Dörfer waren entweder mit hohen Palisaden eingezäunt oder von einer dichten Wolfsmilchhecke umgeben. Im Süden (Ukonongo, Ukimbu, Kiwere) herrschte und herrscht noch heute die Tembenform vor, d. h. die Dörfer sind im großen Viereck von einer geschlossenen Reihe Lehmhäuser umgeben, die die Form eines Güterwagens haben und mit einem flachen, leicht gewölbten oder nach zwei Seiten schwach geneigten Dach gedeckt sind. Die Tembe ist etwa zwei bis drei Meter hoch und bis drei Meter tief und öffnet sich nur nach der Innenseite des Dorfes. Die Wände bestehen aus Flechtwerk mit Lehm beworfen, das Dach aus einer dreißig bis vierzig Zentimeter dicken festgestampften Lehmschicht, die auf einer Unterlage von Querhölzern und Stroh ruht. Innerhalb des Tembenvierecks befinden sich eine Anzahl Rundhütten. Neue Tembendorfer werden heute kaum mehr angelegt, weil einerseits das Schutzbedürfnis nicht mehr in dem Maße vorhanden ist wie in den Zeiten der fortwährenden Stammesfehden und andererseits die Zylinderhütte viel schneller und leichter errichtet ist als die verhältnismäßig massive Tembe, zu deren Aufbau man viel und schwerere Hölzer brauchte.

Palisadenbewehrte Dörfer trifft man heute nur noch in den ausgesprochenen Waldgebieten und am Rand der Wälder und Steppen, wo man immer mit nächtlichen Überfällen von Raubtieren rechnen muß. Im offenen, bebauten Land begnügt man sich mit etwa zwei Meter hohen Zäunen aus Mais- und Hirsestengeln, die aber auch nur die einzelnen Gehöfte und Hüttengruppen des Dorfes umschließen. Den Mittelpunkt des Dorfes bildet der Dorfbaum, meist eine breit ausladende Ficusart, neuerdings auch Gummibäume. Um den Baum befindet sich ein freier Platz, auf dem meist eine leicht gedeckte offene Halle steht. Hier spielt sich das öffentliche Leben ab, hier finden die Gerichtsverhandlungen und sonstigen Palaver statt und auch die Tanzfeste. Sobald die Sonne untergeht, wird

unter dem Dorfbaum das unvermeidliche Feuer angezündet, das sowohl die Beleuchtung ersetzt als auch dem leicht frierenden Neger als Wärmequelle dient.

So rasch und leicht eine Dorfsiedlung gegründet wird, so schnell kann sie auch verschwinden und verlassen werden. Es ist auffallend, wie schnell sie ihren Standort wechseln. Überall in Steppe und Wald trifft man auf die Spuren verlassener Dörfer. Siedlungen, die bei einer zehn bis zwölf Jahre zurückliegenden Routenaufnahme verzeichnet wurden, sucht man heute vielfach vergeblich. Als Ursache für diesen raschen Wechsel sind zu nennen: Unfruchtbarkeit der Felder, Raubtierplagen, Bedrückung durch die Häuptlinge und Furcht vor Zauberwirkungen. Der letztere Grund spielt nach meinen Erfahrungen eine besonders wichtige Rolle. Es genügt z. B., daß mehrere Erkrankungen oder Todesfälle rasch hintereinander eintreten, um die gesamte Einwohnerschaft des Dorfes innerhalb weniger Tage zum Verlassen der Siedlung zu bewegen. Ich werde weiter unten bei dem Abschnitt über die Religion noch näher auf diesen Punkt eingehen.

Die Arbeit des Hausbaues ist im wesentlichen Sache des Mannes. Er schlägt das Holz und sammelt das Gras zum Dachdecken, wobei die Frau nur gelegentlich hilft. Erst wenn die Hütte im Rohbau fertig steht, tritt die Frau in ihre Rechte. Sie legt den Fußboden aus Stampflehm und dichtet das Flechtwerk der Wände mit Lehm. Letzteren liefert der nächste Termitenhügel. Ist der Lehm, was meistens der Fall ist, zu fett, so wird er mit etwas Sand vermischt. Die Spitze des Kegeldaches zierte fast überall ein Büschel Dornen, um zu verhüten, daß sich nachts die Ohreule darauf niederläßt; denn die Eule gilt allgemein als Begleiterin des Zauberers¹⁾. Vielfach wird als Abschluß des weitüberhängenden Daches um die eigentliche Zylinderwand in konzentrischer Form noch eine zweite Wand geführt. Die hierdurch entstehenden Räume dienen z. T. als Vorratskammern, z. T. auch als Schlafplätze für die größeren Kinder und die Gäste. Die Lebensdauer einer solchen Rundhütte beträgt normalerweise zehn bis zwölf Jahre. Oft wird sie aber schon vorher durch Termiten zerstört.

Ackerbau und Viehzucht.

In ganz Unjamwesi spielt die Feldwirtschaft für die Ernährungsweise eine große Rolle und die Wanjamwesi gelten allgemein als fleißige, erfolgreiche Ackerbauer. Wenn trotzdem die Erträge des Feldbaues nur mäßig sind, z. T. sogar recht kärglich, so liegt das z. T. in der unrationellen Bodenbearbeitung, die überall als Hackbau ohne jegliche Düngung betrieben wird, in der Hauptsache aber an der natürlichen Unfruchtbarkeit des Bodens, der hier aus einer mehr oder weniger groben Verwitterungsschicht von Granit und Gneis mit einer sehr dünnen Humusschicht besteht. Nur vereinzelt trifft man kleine Schwemmlandgebiete. Dazu kommt als Drittes die Wasserarmut des Landes; denn Unjamwesi ist Hochland mit ausgesprochenem Steppencharakter und einer durchschnittlichen Jahresregenmenge von 780 mm, die sich jedoch nur auf einige Monate der Regenzeit verteilt. Die Folge dieser ungünstigen Verhältnisse ist, daß der Einzelne eine verhältnismäßig große Fläche bebauen muß, um seine Bedürfnisse an Lebensmitteln befriedigen zu können, und immer wieder gezwungen ist, meistens schon nach drei oder vier Jahren,

¹⁾ Wie sich der Munjamwesi das Verhältnis der Eule zum Zauberer im einzelnen denkt, darüber besitze ich keine Aufzeichnungen. Ich erinnere mich nur der Redewendung, „wo die Eule sitzt (bei Nacht), ist der Zauberer nicht fern“. Wahrscheinlich liegt hier eine ähnliche Anschaugung zugrunde wie bei der Hyäne, die nach Ansicht der Neger von den Zauberern gezähmt und bei nächtlichen Streifzügen als Reittier benutzt wird.

die Felder brach liegen zu lassen und ein neues Stück Busch oder Wald zu roden. Man trifft deshalb auch selten Waldgebiete, die noch einen ursprünglichen Charakter tragen. Überall stößt man auf die Spuren einer früheren Feldwirtschaft. Die brachliegenden Felder ihrerseits verwandeln sich in wenigen Jahren wieder in dichten Busch, der bald in Jungwald übergeht.

Sehr beliebt und begehrt sind die alten, verlassenen Dorfplätze (Itongo), die inmitten der mageren Felder wahre Inseln der Fruchtbarkeit darstellen. Hier gedeihen Mais, Hirse und alle übrigen Feldfrüchte in üppiger Fülle; und diese „Matongo“ liefern den besten Beweis dafür, daß sich durch Düngung trotzdem schöne Erfolge erzielen ließen. Eine nicht unwichtige Rolle spielen auch die vielen, über das ganze Land zerstreuten Termitenhügel von *Termes bellicosus*. Diese Hügel sind in der Regel zwei bis drei Meter hoch und an der Basis fünf bis sechs Meter breit und bestehen durchweg aus festem, kalkhaltigem Lehm. Durch die starken Gewitterregen der Regenzeit wird der Lehm jedes Jahr nach allen Seiten abgeschwemmt, so daß um jeden Hügel herum eine, wenn auch verhältnismäßig kleine, so doch wertvolle Fruchtbarkeitszone entsteht. Ich habe es deshalb öfter erlebt, daß um den Besitz eines Termitenhügels (Kigulu) heftiger Streit entstand. So wenig es nun einem Neger einfallen würde, den Dünger seiner Rinder zu sammeln und ihn auf das nahe Feld zu bringen, so wenig käme er auf den Einfall, einen Termitenhügel abzutragen und mit dem gewonnenen Lehm sein Feld zu verbessern. Ich ließ es ihnen einmal auf meine Kosten vormachen und alle waren von dem Erfolg begeistert. Nachgemacht hat es jedoch keiner.

Die Hauptanbaufrüchte sind Sorghum und Mais. Daneben werden gezogen: *Penicillaria*, Hülsenfrüchte (außer Erbsen, die hier nicht gedeihen), Bataten, Maniok, Kürbis und Erdnüsse. Der Maniok ist in den letzten Jahrzehnten in manchen Gegenden ein Hauptnahrungsmittel geworden, weil er sich ohne große Mühe anbauen läßt und immer ziemlich gute Erträge liefert.

Die Arbeit des Feldbaues wird von Mann und Frau gemeinsam betrieben, wobei der Mann den schwereren Teil übernimmt. Er bereitet das Feld vor, d. h. rodet das immer wieder durchbrechende Buschwerk und zieht mit der Hacke die Furchen. Darauf legt die Frau den Samen und deckt die Furchen zu. Das Säen ist ausschließlich Frauenarbeit, weil nach Ansicht der Wanjamwesi nur so die Fruchtbarkeit gewährleistet wird. Auch die Ernte wird von den Frauen besorgt. Der Mais wird in Kolben nach Hause getragen, in der Sonne getrocknet und dann in großen Rindenkörben, die oben mit Lehm verschlossen werden, aufgespeichert. Die Hirse drischt man gleich an Ort und Stelle mit langen, starken Gerten aus. Als Dreschplatz dient eine notdürftig eingeebnete lehmige Stelle an einem Termitenhügel, die mit Wasser übergossen, festgestampft und zum Schluß mit Kuhdung bestrichen wird.

Die Viehzucht spielt nur eine untergeordnete Rolle. Sie beschränkt sich im wesentlichen auf Ziegen, langschwänzige Schafe, Hühner und Tauben. In manchen Gebieten wird auch das kurzhörige Buckelrind gehalten, dessen Pflege man aber, besonders im Norden (Unjanjembe, Usukuma), den Wahumahirten, die aus Uha, Urundi und Ruanda eingewandert sind, überläßt. Rinder zu besitzen, gilt für jeden als begehrtes Ziel, und wer acht bis zehn Stück sein eigen nennt, wird als wohlhabender Mann betrachtet. Was im übrigen die Herkunft der Nutztiere anbelangt, so dürften vielleicht mit Ausnahme des halbwilden, schakalähnlichen Hundes, alle früher oder später von auswärts eingeführt worden sein. Trotz ihrer hervorragenden wirtschaftlichen Eigenschaften haben es auch die Wanja-

mwesi nicht zur selbständigen Domestikation von Haustieren gebracht, obwohl ihnen unter den reichen Wildbeständen wertvolles Material zur Verfügung gestanden hätte. Ich nenne z. B. nur den Elefant, das Zebra, das prachtvolle, urwüchsige Wildrind, den Kapbüffel, die Elenantilope und unter den Kleintieren das Perlhuhn.

Sonstige Erwerbsverhältnisse.

Neben Ackerbau und Viehzucht, sind als Haupterwerbszweig der Trägerdienst und die Arbeit auf den Europäerpflanzungen zu nennen, die, wie schon oben erwähnt, von den Wanjamwesi in ausgedehntem Maße ausgeübt werden. Wenn auch der größte Teil des Verdienstes in die Hände der überall in Ostafrika ansässigen, ausbeutungstüchtigen indischen Kaufleute fließt, so erwerben sie auf diese Weise doch das nötige Geld, um die Steuern zahlen und sich und ihre Familie mit Kleiderstoffen versorgen zu können. Auch kleine Ansätze von Industrie sind vorhanden. In Ukonongo z. B. gibt es ganze Dörfer von Eisenschmelzern und Schmieden, die Pfeilspitzen, Speere und vor allem Hacken verfertigen. Vor der Einführung des Geldes durch die Europäer bildeten diese Hacken ein allgemein gebräuchliches Zahlungsmittel, wobei eine Hacke etwa dem Wert von 1,50 M. bis 2 M. entsprach. Von Händlern wurden die Hacken nach allen Teilen des Landes gebracht und gegen andere Landesprodukte umgetauscht. In Usumbwa verarbeitet man den dort gefundenen Speckstein zu Steinpfeifen (Nkwisi). In jedem Bezirk findet man größere und kleinere Töpfereien, in denen von Frauen Kochgefäße und die beliebten, großen Biertöpfe angefertigt werden. Auch die Flechtarbeiten seien hier genannt, die besonders in Ugalla von hervorragender Güte und Schönheit sind. Endlich möchte ich noch die Holzindustrie erwähnen, die Bettstellen, Schemel, Rindenkörbe (zum Aufbewahren von Erntevorräten) usw. liefert.

Während der Fischfang infolge des Fehlens von Seen und größereren Dauerflüssen nur von untergeordneter Bedeutung ist, wird die Jagd auf Groß- und Kleinwild überall, besonders in den Waldgebieten verhältnismäßig stark betrieben; und in vielen Gegenden liefert sie fast ausschließlich die beliebte und begehrte Fleischzukost. Die europäischen Jagdgesetze suchen zwar auch das Erlegen von Jagdwild durch die Eingeborenen stark einzuschränken und stellen deshalb in jedem Bezirk nur einigen wenigen Jägern Jagdscheine aus, aber einmal lässt sich eine Kontrolle in den weiten Gebieten nur sehr schwer durchführen, und zum anderen ist der Reichtum an Kleinwild, das nicht unter das Jagdgesetz fällt, so groß und mannigfach, daß die Eingeborenen trotz allem auf ihre Rechnung kommen. Das Großwild wie Giraffen und die verschiedenen Antilopenarten wird in Fanggruben und mit Fallspeeren erlegt. Die Anlage der ersteren geschieht in der Weise, daß durch weite Waldstrecken eine Art Zaun geführt wird, in dem man in Abständen von etwa 100 m schmale Lücken lässt. In diesen werden im rechten Winkel zum Zaun die Gruben angelegt. Sie sind etwa 2 m tief, oben dreiviertel bis einen Meter breit und werden mit Stroh und Laub gedeckt und mit Erde verbündet. Vielfach werden in den Boden der Fallgruben noch spitze Pfähle eingerammt. Die Fallspeere sind plumpe, schwere Spieße mit einem langen, aus Hartholz verfertigten Schaft der nach oben in eine Art Keule endigt. Sie werden über einem frischen Wildwechsel zwischen zwei Bäumen aufgehängt und mit einer dünnen, schwer sichtbaren Abziehschnur versehen. Die Spitze des Speeres ist meistens mit einem wirksamen Muskelgift bestrichen, so daß auch das nur leicht getroffene Wild in kurzer Zeit fällt. Für mittelgroßes Wild (Gazellen, Buschböcke, Zwergantilopen usw.) verwendet man mit Vorliebe Schlingen, die mit einem Schnellbaum in Verbindung stehen. Kleinwild

wie Hasen und die kleinsten Zwergantilopen fängt man mit Schlagbäumen. Stellenweise werden auch gemeinsame Treibjagden veranstaltet, wobei das Wild in ausgespannte Netze getrieben und mit Keulen erlegt wird. In Kiwere, im Süden, wurden die Wildschweine mit Hundemeuten gehetzt und die einzelnen Tiere, sobald sie von den Hunden gestellt waren, gespeert. — Eine eigentümliche Jagdart stellt das Hühnerschlagen dar, das jedes Jahr in der zweiten Hälfte der Trockenzeit (August bis Oktober), wenn die großen Grasbrände vorüber sind, stattfindet. In stockfinsterer Nacht ziehen die Hühnerjäger, mit Grasfackeln und Schlägern (etwa ein bis eineinhalb Meter lange im Feuer gehärtete Hartholzstücke, die am dickeren Ende wie Golfschläger aufgebogen sind) bewaffnet, in die Waldsteppen hinaus. Durch den Feuerschein werden die Wildhühner (Frankoline usw.) aufgeschreckt und geblendet und können so bei einiger Geschicklichkeit leicht erlegt werden. Bei einer solchen nächtlichen Jagd, der ich mich einmal anschloß, brachte der Führer etwa zwei Dutzend Frankoline zur Strecke. Es soll aber Jäger geben, die es in einer Nacht bis auf 60 und 70 Stück bringen. Endlich wäre hier noch die Stachelschweinjagd zu nennen, die aber nur von den eingeweihten Stacheljägern ausgeübt wird und worüber ich bereits an anderer Stelle (Heft 1/2 dieser Zeitschrift S. 63) ausführlich berichtet habe. Die Elefantenjagd, die früher in Unjamwesi von besonderen Berufsjägern stark betrieben wurde, hat heute fast ganz aufgehört, da der Bestand an Elefanten stark zurückgegangen ist und das Erlegen mit den wenig wirksamen Vorderladern immer eine gefährliche Sache darstellt.

N a h r u n g u n d G e n u ß m i t t e l .

Die Wanjamwesi nähren sich in der Hauptsache von Pflanzenkost, wenn auch Fleisch als Zukost einen sehr begehrten Artikel darstellt und, wo sich Gelegenheit dazu bietet, in unheimlichen Mengen genossen wird. Die Grundlage für die tägliche Nahrung bildet der „Ugali“, ein brotartig fester Brei aus Mais-, Hirse- oder Maniokmehl, der je nach den vorhandenen Vorräten zwei- bis dreimal am Tage genossen wird. Als Zukost dienen verschiedene Spinat, die z. T. wild wachsen, Hülsenfrüchte, Pilze, in der Regenzeit gelegentlich geröstete Heuschrecken und Termiten; ferner Fische und sonstiges Fleisch, letzteres jedoch nur gelegentlich. Die Mahlzeiten werden von den Geschlechtern getrennt eingenommen, und zwar bilden sich in der Regel kleine Essengemeinschaften, die sich aus drei oder vier benachbarten Familien zusammensetzen. Dabei kochen immer die einzelnen Frauen der Familien abwechselnd. Der Munjamwesi liebt diese Essengemeinschaften, weil er, wie er sagt, auf diese Weise öfter zu essen bekommt, dreimal statt ein- oder höchstens zweimal. Beim Essen sind die Geschlechter streng getrennt. Zuerst essen die Männer und größeren Jungen und den Rest bekommen die Frauen und Mädchen. Beim Essen wird auf große Reinlichkeit gesehen. Jeder Teilnehmer spült vor und nach der Mahlzeit den Mund, ebenso werden die Hände vorher und nachher gewaschen, indem ein jüngeres Mitglied der Essengemeinschaft jedem Teilnehmer aus einer Kalebasse Wasser über die Hände gießt. Eßgeräte wie Löffel u. dgl. sind nicht bekannt. Jeder nimmt mit der rechten Hand ein Stückchen Ugali, drückt mit dem Daumen eine Vertiefung hinein und schöpft damit aus der zweiten Schüssel etwas Zukost. Als Zwischenkost sind, besonders zur Zeit der Ernte, sehr beliebt unreife, am offenen Feuer geröstete Maiskolben sowie Erdnüsse in frischem und gekochtem Zustand.

Eine große Rolle spielt das Negerbier, das das ganze Jahr über in großen Mengen genossen und als unentbehrliches Nahrungsmittel angeprochen wird. Die Herstellung desselben ist ausschließlich Sache der

Frau, die ihren Stolz darein setzt, ein möglichst schmackhaftes Bier zu bereiten. Sie verwenden hierzu die verschiedenen Hirsearten. Das Negerbier wirkt nur in größeren Mengen genossen berauschend, nur das mit Honig versetzte Bier (Kangalla), eine Art Met, soll eine bedeutend stärkere Wirkung haben. Von sonstigen Genußmitteln sind zu nennen Tabak und Hanf (*Canabis indica*). Der Tabak, der überall selbst gezogen wird, kommt in der Hauptsache als Schnupftabak zur Verwendung. Nur die älteren Leute, besonders die Frauen, rauchen ihn aus Pfeifen und zwar aus den Steinpfeifen, die aus Usumbwa im Norden stammen und dort aus Speckstein hergestellt werden. Das Kauen des Tabaks habe ich nur vereinzelt wahrgenommen. Der Hanf wird aus Wasserpfeifen geraucht, deren Wasserbehälter aus einer Kürbisflasche besteht. Der Hanfgenuß ist stellenweise stark verbreitet und trägt infolge seiner stark narkotischen Wirkung sehr zur Schädigung der Volksgesundheit bei.

Kleidung und Schmuck.

Die ursprüngliche Kleidung der Wanjamwesi, die aus notdürftig geerbten Wildfellen und Rindenstoffen bestand, ist heute allgemein durch die europäischen Baumwollstoffe verdrängt. Die Männer tragen ein Lendentuch, das um die Hüften geschlungen und dann von oben herab nach außen mehrfach umgekrempelt wird, wodurch eine Art Wulst entsteht, der auch zur Aufnahme von kleineren Gebrauchsgegenständen wie z. B. Schnupftabaksbehälter usw. dient. Mit einem zweiten Stück Baumwollzeug bedecken sie den Oberkörper in der Weise, daß sie die beiden Zipfel der einen Längsseite über der rechten Schulter zusammenknoten, so daß die linke Schulter und der Arm frei bleiben. Vielfach sind auch schon Kakianzüge im Gebrauch. Das wichtigste und unentbehrlichste Kleidungsstück der Frauen besteht in einer um die Hüften geschlungenen Perlenschnur aus dicken Glasperlen, an der vorn das Schamtuch hängt. Darüber wird, wie beim Mann, das Lendentuch getragen. Den Oberkörper bedeckt ein größeres, möglichst bunt bemustertes Stück Baumwollstoff, das bis dicht unter die Achseln geht und durch mehrfaches Umkrempeln nach außen gehalten wird. Bei der Hausarbeit legen sie das Oberkleid in der Regel ab; auch bei Trauer wird die Brust entblößt. Während der Junge bis zum 8. Jahre etwa ganz nackt herumläuft, trägt das Mädchen bis zur beginnenden Mannbarkeit vorn ein kleines, viereckiges Perlenschürzchen, das an einer Perlenschnur hängt.

An Körperverunstaltungen sind zu erwähnen bei den Männern: das Aussplittern oder Ausfeilen der oberen mittleren Schneidezähne in Dreiecksform und bei den Frauen: das Durchbohren der Ohrläppchen. Es scheint jedoch, daß letzteres erst jüngerer Datums ist und eine Folge der Berührung mit den zum Islam bekehrten Küstenfrauen darstellt. Als Stammesabzeichen tragen Männer und Frauen ferner auf beiden Seiten von den Schläfen abwärts zwei parallele Ziernarben. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch, daß viele über der Nasenwurzel eine kleine Narbe aufweisen; und es war mir interessant festzustellen, daß diese Narbe von einer Art Pockenimpfung herführt, die, wie mir ältere Leute versicherten, schon seit früher Zeit in Unjamwesi ausgeübt wird. Die Impfung wird in der Weise ausgeführt, daß bei Epidemien in die frische Wunde etwas Eiter von Pockenkranken gebracht wird. Daß diese Impfsitte schon älteren Datums sein muß, geht daraus hervor, daß ich die Narben auch bei alten Leuten feststellte, die mir versicherten, daß sie bereits als kleines Kind geimpft wurden.

Der Haartracht widmet man im allgemeinen wenig Aufmerksamkeit. Beide Geschlechter rasieren die Kopfhaare in gewissen Zeit-

abständen ab, wobei sie sich eines gewöhnlichen Messers und in Ermangelung desselben eines Glasscherben bedienen. Jüngere Stutzer lassen oft an einer oder mehreren Stellen ein kleines Haarbüschel stehen. Neuerdings hat bei den Frauen die von der Küste stammende Sitte Eingang gefunden, die Haare wachsen zu lassen und sie in viele kleine Zöpfchen zu flechten, die von der Stirn parallel nach hinten verlaufen und der Kopfhaut fest aufliegen. Diese neue Mode trägt zwar wesentlich dazu bei, der Frau ein gefälligeres Äußere zu verleihen, sie bietet gleichzeitig aber auch allerhand Ungeziefer einen willkommenen Unterschlupf und kann deshalb nicht als Fortschritt in bezug auf Sauberkeit angesprochen werden. Denn, da das Zurichten und Flechten der Haare recht umständlich und verhältnismäßig kostspielig ist, läßt man die Frisur nur alle 10 bis 14 Tage erneuern.

Der Hauptschmuck der Frau besteht in großen, bunten Glasperlen, die auf Schnüre gezogen um Hals und Handgelenke getragen werden. Dazu kommen noch in manchen Bezirken, besonders in der Nähe Taboras und der Mittellandbahn, aus bunten Papierstreifen angefertigte Ohrscheiben. Vielfach werden um die Fußgelenke dünne Kupferdrahtringe getragen. Diese Ringe (Fiome) besitzen eine Einlage aus Haaren, um die der dünne Draht in eng aneinanderliegenden Windungen gewickelt wird. Was sonst von Männern und Frauen an Ringen und verschiedenen Anhängseln getragen wird, sind alles Amulette, Abwehrzauber, Wunschzauber usw., die man alle mit dem Wort „dawa“ oder „vuganga“, d. h. Medizin, bezeichnet. Besonders die kleineren Kinder behängt man über und über mit Amuletten zum Schutz gegen alle möglichen Krankheiten, vor allem aber als Abwehrmittel gegen Verzauberung.

W a f f e n .

Es entspricht der friedliebenden, seßhaften Art der Wanjamwesi, daß ihre Bewaffnung heute keine besondere Rolle mehr spielt. Sie beschränkt sich in der Hauptsache auf den Bogen, einen einfachen Wurfspeer und die kurze Wurfkeule. Die Araber brachten ihnen die Feuerwaffen, so daß heute der Vorderlader ziemlich verbreitet ist. Für viele bedeutet es jedoch nur eine Art Beruhigungsmittel, einen alten Vorderlader oder gar ein Steinschloßgewehr in der Hütte zu haben, denn die alten, schlecht gepflegten und oft jahrelang nicht gebrauchten Büchsen können höchstens dem Besitzer selbst gefährlich werden. Der Bogen hat im allgemeinen eine Länge von 160 cm und wird aus einem Hartholz, mukoma genannt, geschnitzt. Er besteht aus einem Stück, das in der Mitte am dicksten ist und sich nach beiden Seiten gleichmäßig verjüngt. Die Sehne, aus der Haut der Zwergantilope oder aus Rinderflechsen gedreht, wird durch Umwickeln und Binden an den Bogenenden befestigt. Um das Holz des Bogens hart und elastisch zu machen, umwickelt man es vor dem Verarbeiten mit grünem Bananenbast und hält es in drehender Bewegung über Kohlenfeuer, bis der Bast vollständig verkohlt ist. Die Pfeile sind etwa 75—80 cm lang und mit Eisenspitzen versehen, die hinter dem Blatt Widerhaken tragen. Daneben werden auch Pfeile mit Hartholzspitzen verwendet, hauptsächlich bei der Jagd auf Federwild. Ein Vergiften der Pfeilspitzen ist heute nur noch wenig gebräuchlich. Der Wurfspeer besteht aus einem Blatt von ungefähr 45 cm Länge und einer größten Breite von 4—5 cm, das mittels einer Tülle auf dem Schaft befestigt wird. Letzterer ist etwa 150 cm lang und trägt am unteren Ende einen kurzen Eisenschuh. Das zu den Speeren und Pfeilspitzen verwendete Eisen, im Lande selbst verhüttet und geschmiedet, ist verhältnismäßig weich und vom waffentechnischen Standpunkt aus ziemlich wertlos. Die Wurf-

keule wird aus schweren Hölzern, vor allem Ebenholz, geschnitten und hat eine Länge von etwa 110 cm. Schilde mögen früher in den Kriegen verwendet worden sein, heute sieht man sie selbst bei Festlichkeiten nicht mehr.

IX. Vom geistigen Besitz der Wanjamwesi.

Die hauptsächlichsten Gebiete, auf denen sich das geistige Leben der Wanjamwesi widerspiegelt, sind: ihre Religion, das Märchen und die Tierfabel, die Sprichwörter, Rätsel und Lieder. Im folgenden soll zunächst versucht werden, eine kurze Zusammenfassung der religiösen Erscheinungen zu geben. Daran anschließend lasse ich eine Anzahl typischer Märchen folgen, wie ich sie seinerzeit an Ort und Stelle nach Erzählungen aufzeichnete, darunter zwei in der Ursprache mit möglichst wortgetreuer Übersetzung. Die weiteren drei Abschnitte enthalten eine Auswahl Sprichwörter, Rätsel und Lieder, gesammelt von den Missionaren Edmund Dahl und Peter Terp.

Die Religion.

Trotzdem das ganze Leben der Wanjamwesi, all ihr Tun und Lassen von religiösen Vorstellungen und Gebräuchen stark durchsetzt und beherrscht wird, ist es sehr schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, die religiösen Erscheinungen in ein System zu bringen, denn dazu sind sie einmal zu mannigfaltig und zum anderen haftet ihnen im Gegensatz zu den mehr oder weniger erstarrten Formen einer Buchreligion viel zu sehr etwas Fließendes, Unbegrenztes an. Die Mannigfaltigkeit der Religionsäußerungen mag zum großen Teil darin ihren Grund haben, daß die Wanjamwesi kein einheitliches Volkstum darstellen, sondern sich, wie eingangs bereits erwähnt, aus einer Anzahl größerer und kleinerer Stämme zusammensetzen, die in bezug auf ihre Religion doch eine gewisse Eigenart bewahrt haben. Gemeinsam ist allen religiösen Gebräuchen und Kulthandlungen, daß bis auf geringe Spuren und Ansätze das ethische Moment fehlt oder doch kaum in Erscheinung tritt und daß die Religion in allen ihren verschiedenen Erscheinungsformen lediglich den täglichen, praktischen Bedürfnissen entspringt und dient, sei es das Verlangen nach Schutz vor den mannigfaltigen, bösen Mächten, die überall mit Not und Tod drohen, sei es der Wunsch, seinem Vorhaben Gelingen zu sichern. Einen gemeinsamen Untergrund bildet ferner der Seelenglaube, der Glaube, daß die Seele des Menschen bei Lebzeiten oder nach seinem Tod Besitz von einem Gegenstand ergreifen kann. Im übrigen läßt sich das gesamte religiöse Leben zurückführen auf eine gewisse Gottesverehrung, einen Teufels- und Dämonenkult, Ahnenkult und Zaubergläubchen mit all seinen Folgeerscheinungen. Dazu käme als fünfte Religionsform die Besessenheitsreligion, deren Träger in der Hauptsache die im Norden Unjamwesis wohnenden, halbnomadisierenden Hirtenstämme aus Uha und Urundi, die sogenannten Watussi, sind, und worüber ich bereits ausführlicher in meinem Aufsatz „Über Geheimbünde bei den Wanjamwesi (Heft 1/2 dieser Zeitschrift) berichtet habe.

Die Wanjamwesi haben mehrere Bezeichnungen für ein höchstes, überirdisches Wesen, die auf gewisse, wenn auch stark verwischte Gottesvorstellungen schließen lassen. Alle haben sie aber das gemeinsam, daß sie kein Personenpräfix tragen, also mehr oder weniger unpersönlich, pantheistisch gedacht sind. Sie nennen entweder nur einzelne Eigenschaften oder werden mit Naturkräften identifiziert. Da jedoch diese Gottheiten nicht als bösartig gelten, spielen sie im praktischen Leben auch keine besondere Rolle; und ein persönliches Verhältnis zu ihnen besteht so gut wie gar nicht.. Da ist zunächst „Likuve“ = „das überall

Seiende“, eine Bezeichnung, die stellenweise auch für Sonne gebraucht wird. Von ihm kommt Leben, Gesundheit und alles Gute. Und wenn der Neger sich zur weiten Reise rüstet, dann tröstet man ihn, indem man sagt: Likuve ist überall! Himmel und Erde wurden einst gebildet von „Matunda“ = dem Schaffenden, Wirkenden (von kutunda, schaffen). Ihm verdanken die Eltern ihren Kindersegen. Man erzählt: Matunda sei einst sehr mächtig gewesen und niemand konnte ihn besiegen. Aber eines Tages, als er schlief, trat leise der Tod an ihn heran; und als er erwachte, sah er sich vom heimtückischen Tod überwältigt. Meist wird dieser Name in Verbindung mit Shida oder Lishida gebraucht, also Shida Matunda. Ein anderer Gottesname ist „Linyangalula“ = das Umdrehende (von kugalula = umdrehen), vielleicht eine Art Schicksal. Der Name kommt nur in alten Redensarten und Grußformen vor. Mehr praktische Bedeutung besitzt „Lyangombe“. Sieht sich der Wanjamwesi plötzlich einer Gefahr gegenüber, dann betet er schnell zu Lyangombe, verspricht ihm ein Huhn, eine Ziege oder eine Kuh zu opfern, je nach seinen Verhältnissen. Auch Linya ngasa ist als Gottesname bekannt. Die wörtliche Bedeutung dieses Ausdruckes kenne ich jedoch nicht. Sehr gebräuchlich ist der Name Liwelelo; er bedeutet das Ausgebreitete und wird auch ausschließlich für Erde gebraucht. Linzi, Lyuva und Likuve sind verschiedene Bezeichnungen für Sonne, sie besitzen aber gelegentlich auch den Charakter von Gottesnamen. Sie dürften den verschiedenen Dialekten entstammen, aus denen sich das Kinjamwesi zusammensetzt.

Der weitaus am meisten gebrauchte Name für Gott ist Mulungu. Er wurde deshalb von den unter den Wanjamwesi tätigen christlichen Missionen in die Schriftsprache eingeführt. Mulungu entspricht Muungu oder Mungu im Kisauaheli. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Wort von der Küste stammt und erst in verhältnismäßig jüngerer Zeit in Unjamwesi Verbreitung fand.

Daß Gott Opfer gebracht werden oder zu ihm gebetet wird, ist mir nicht bekannt geworden. Es ist aber immerhin möglich, daß auf den Höhen der Berge gewisse Gottesverehrungen stattfinden oder vielmehr früher stattgefunden haben. Ich schließe das daraus, daß die Wanjamwesi sich die Vorliebe der Europäer, die Berge zu besteigen, dadurch erklären, daß sie sagen, die Weißen opferten auf den Bergen ihrem Gott.

Dem Teufelskult begegnete ich hauptsächlich im südlichen Teil von Unjamwesi, in Ukimbu und Ukonongo. Er ist aber, wie mir versichert wurde, bis zum Tanganyika, also weit über die Grenze hinaus bekannt. Nach Aussage einiger Gewährsleute wohnt der Teufel (Katavi) in dem abflußlosen Sumpf- und Seengebiet der Rukwasenke, nach anderen hat er seinen Sitz im Tanganyikasee. Seine Macht ist sehr gefürchtet und aus der ständigen Angst vor ihm erklärt sich auch die starke Verehrung, die in beständigen Versöhnungsopfern zum Ausdruck kommt. Besonders auf die Feldfrüchte hat es Katavi abgesehen. Deshalb trifft man auch bei vielen Feldern den „Mugunda gwa Katavi“ (den Teufelsgarten). Das ist ein mehrere Quadratmeter großer, dürfzig eingezäunter Platz, der sich an einem Ende des Feldes in der Nähe des Weges befindet. Davor steht ein Geisterhäuschen, eine etwa $\frac{3}{4}$ m hohe Nachbildung einer Spitzkegelhütte, mit einer Miniaturbank, roh aus drei Hölzern zusammengefügt. Bevor die Aussaat beginnt, versammelt der Dorfhäuptling seine Leute hier zum Opferfest. Nach dem Opfer wird das Teufelsfeld gemeinsam umgehackt und mit Proben von sämtlichen Feldfrüchten besät. Erst wenn das getan ist, kann die allgemeine Feldarbeit beginnen. Eine ähnliche kultische Feier im Teufelsgarten geht dem Beginn der Ernte voraus. Die Häuschen und Bänke vor den Kultgärten sollen Katavi auf

seinen nächtlichen Wanderungen durch die Felder zum Sitzen und Ausruhen einladen. Findet er seinen Garten bestellt, Geisterhäuschen und Bank in Ordnung, dann geht er vorbei. Wo er aber vernachlässigt wird, rächt er sich durch Unkraut, Mißwachs und dergleichen. Besonders gefürchtet ist die Umgegend des Rukwasees, in dem Katavi angeblich wohnt. Der Wanderer oder Jäger, der durch dieses Gebiet kommt, hat viele Vorschriften zu beachten, wenn er nicht in die weiten Rukwasümpfe gelockt werden will. Vor allem muß er lautes Sprechen und Lachen vermeiden. Bezeichnend ist es, daß der Teufelsglaube von einzelnen gelegentlich auch mißbraucht wird. Es kann vorkommen, daß plötzlich ein Mann auftritt und vorgibt, er habe von Katavi Befehle erhalten. Diese Aufträge bestehen meistens darin, daß er irgendeinem befiehlt, Bier zu brauen und ein Kultfest zu veranstalten, bei dem der Beaufragte selbstverständlich zugegen ist.

Verwandt mit dem Teufelskult ist der der „Migavo“, das sind böse Geister oder Dämonen, die z. B. in Geisteskranken ihren Sitz haben. Sie werden aber nur von einer geschlossenen Gesellschaft, den „Wamigavo“ verehrt, die eine Art Geheimbund bilden, ähnlich den „Waswezi“, die ich in meinem oben erwähnten Beitrag „Über Geheimbünde bei den Wanjamwesi“ näher beschrieb. In manchen Gegenden treten die Wamigavo recht gebieterisch und herrisch auf, fordern von den Häuptlingen und wohlhabenden Bewohnern im Namen der Geister Rinder, Bier usw. Man hat auch hier stark den Eindruck, daß von den „Eingeweihten“ die Gutmäßigkeit der andern stark ausgenützt wird.

Die größte Rolle im religiösen Leben der Wanjamwesi spielt unzweifelhaft der Ahnenkult, die Verehrung der „mizimu“. Muzimu (= Einzahl von mizimu) ist die Bezeichnung für die Seele des Abgeschiedenen¹⁾. Im allgemeinen werden diese mizimu als gutartig gedacht. Sie sind die guten Hausgeister, die teilnehmen an allen freudigen und traurigen Ereignissen im Leben des Negers. Nichtsdestoweniger können sie sich aber auch, wenn sie von den Lebenden vernachlässigt werden, rächen, indem sie Krankheit und Not senden. Insofern entspringt auch ihre Verehrung nicht in erster Linie Pietätsgefühlen, sondern beruht im tiefsten Grund auf einem gewissen Zwang wie alle religiöse Betätigung der Neger. Im Vordergrund des Andenkens und der Verehrung stehen immer die Geister der zuletzt Gestorbenen, wie Vater und Mutter und allenfalls die Großeltern. Was weiter zurückliegt, fällt der Vergessenheit anheim. Gewöhnlich zählt jede Familie vier mizimu, von denen Mann und Frau je zwei verehren. Die Formen, unter denen sich der Ahnenkult vollzieht, sind sehr einfach. In einer dunkeln Ecke der Hütte befindet sich eine bankartige Erhöhung aus Lehm. Das ist der Hausaltar. Hier stehen die „Finga“, langhalsige, oft schön gewachsene Kalebäßgefäße, in denen die Geister der zu Verehrenden als gegenwärtig gedacht sind. Vor diesem Hausaltar bringen Mann und Frau ihre täglichen und gelegentlichen Opfer und Gelübde dar und verrichten ihre Gebete. Der Mann unternimmt nichts, ohne hier geopfert und den Segen der mizimu erfleht zu haben. Beim Opfern wird in einer Kürbisschale voll Wasser eine Hand voll Mais- oder Hirsemehl verrührt. Von diesem Mehlwasser nimmt zuerst der Mann einen Mund voll und speit es auf seine Finga, wobei er seine

¹⁾ Die Seele des lebenden Menschen wird „Myuje“ genannt. Es ist dieselbe Bezeichnung, die auch allgemein für Atem gebraucht wird. „Außer Atem sein“ heißt z. B. „myuje japelage“ (= die Seele ist entflohen). Über das Verhältnis der Seele des Lebenden zum Körper und zu dem Geist des Toten besitze ich leider keine Angaben. Ich weiß nur bestimmt, daß myuje nie für den Geist des Verstorbenen gebraucht wird; dieser heißt vielmehr stets muzimu. Eine sehr geläufige Redensart ist, daß man von einem Schlafenden sagt: „wafwa kumutwe“, etwa: sein Kopf ist gestorben.

Bitten und Gelübde vorbringt. Darauf tut die Frau dasselbe mit ihren Finga. Zum Schluß bestreichen beide mit dem übrigen Mehlblüre Stirn, Schläfen, Achseln und Brust. In der Fremde geht man bei Sonnenuntergang vor das Dorf oder Lager auf einen Kreuzweg, streut etwas Mehlkreuz und quer, wobei man die Geister um Schutz und Beistand bittet. Besonders feierlich gestaltet sich das Gebet an die Ahnengeister zu Beginn der Saatzeit. Der Hausvater trägt dann alle Feldgeräte vor die Hütte und besprengt sie mit Mehlwasser (lwanga), indem er betet: „Mein Vater, meine Mutter, gebt uns Kraft zu unserer anstrengenden Feldarbeit; gebt uns viel Regen und eine gute Ernte!“ Fast vor jeder Hütte trifft man kleine, etwa einen halben Meter hohe Geisterhütten in Spitzkegelform mit einer kleinen Türöffnung, „Figavilo“ genannt. Auch sie dienen dem Ahnenkult. Sie werden in Zeiten von Krankheit oder sonstiger Not errichtet und zwar auf Anordnung des Medizinmannes, wenn er durch Befragen des Orakels zu der Einsicht kommt, daß einer der Ahnen dem Kranken oder Bedrängten zürnt. In den Geisterhütten werden ebenfalls Kürbisschalen aufgestellt, denen von jetzt an in der oben beschriebenen Weise geopfert wird. In besonders schweren Fällen rät der Medizinmann, zur Versöhnung der mizimu einen Ziegenbock zu weihen. Der Klient wählt dann einen jungen Bock, bindet ihm eine Schnur aus weißen Glasperlen um den Hals und nennt ihn, wenn er dem Geist des Vaters geweiht wurde, „Vater“. Der geweihte Ziegenbock bekommt stets den Namen des Verstorbenen und wird allgemein als mbuli ja mizimu, Geister-Ziegenbock, bezeichnet. Eine solche Weihe wird immer nur auf Anraten des Medizinmannes ausgeführt, wenn ein Krankheitsfall auftritt, der nach dem Orakel des Medizinmannes auf die Wirkung des Geistes eines Verstorbenen zurückgeführt wird. Sie entspringt also dem Bedürfnis, den betreffenden Geist zu versöhnen und durch die gute Pflege und Behandlung des geweihten Tieres seine Gunst zu erhalten. Kenntlich ist der geweihte Ziegenbock an einer Schnur weißer Perlen, die um den Hals oder die Hörner geschlungen wird. Er ist für jedermann tabu und erfreut sich der größten Freiheit. Stirbt das Tier, so tritt ein anderes an seine Stelle. In Fällen von Armut kann an Stelle des Ziegenbocks auch ein weißer Hahn gestiftet werden. Sehr beliebt sind auch die Biergeißböcke, die darin bestehen, daß man den mizimu bei irgendeiner Gelegenheit verspricht, einige Töpfe Bier zu brauen. Hierbei dürfte wohl auch die große Vorliebe der Wanjamwesi für Kafferbier eine wesentliche Rolle spielen. Ist das Bier fertig — die Zubereitung dauert 5 Tage — so versammelt sich die Familiensippe. Unter Gebeten wird der erste Schluck zu Ehren der Geister ausgespien, worauf man die Nacht über beisammen bleibt, bis die Töpfe geleert sind. Ein großer Teil der häufigen nächtlichen Biergeißböcke stellt in Wirklichkeit kultische Feiern dar.

Bei den Häuptlingen nimmt der Ahnenkult größere und feierlichere Formen an. Die Geisterhütten sind z. B. bedeutend größer, oft so groß wie kleine Wohnhütten, und meistens ist eine dieser Hütten von einer Jungfrau bewohnt, die in besonderer Weise dem Ahnendienst geweiht ist.

Aber nicht nur der Mensch hat nach dem Glauben der Wanjamwesi seine mizimu, auch von den Tieren behauptet man, daß sie von ihren Geistern begleitet und beschützt werden. Gelingt es dem Jäger z. B. nicht, Beute zu bekommen, dann heißt es stets, das Wild ist von seinen mizimu gewarnt und beschützt worden.

Als vierte der hauptsächlich in Erscheinung tretenden Religionsformen nannte ich den Zaubergrauen. Er durchsetzt nicht nur das ganze religiöse Leben der Wanjamwesi in allen seinen Formen, sondern beherrscht all ihr Tun und Denken und besitzt somit praktisch die stärkste

Macht über ihr Seelenleben. Auf Schritt und Tritt fühlen sie sich von unsichtbaren Zaubermächten umgeben und bedroht, und ihre ständige Sorge ist es, sich vor den Wirkungen dieser unheimlichen Mächte zu schützen. Der ganze Komplex von Zauberei, Zaubermittern und -wirkungen wird unter dem Namen „Vulogi“ (von Kuloga = zaubern, hexen) zusammengefaßt. Die Träger und Besitzer dieser geheimen Kräfte sind die „Walogi“ = Zauberer. In der Regel sind es ältere Männer und Frauen, die als Zauberer angesprochen werden. Die meisten kennt man jedoch nicht. Man erzählt sich, daß die Zauberer in ihren Hütten gezähmte Hyänen halten, auf denen sie bei Vollmond um Mitternacht ausreiten und sich unter großen, heiligen Bäumen zum Tanz versammeln. Auch die große Ohreule gilt als Begleiterin der Zauberer. Sie wird deshalb stets unter Schimpfen und Verwünschungen verjagt, wenn sie sich nachts auf der Spitze des Hüttendachs niederläßt. Nicht alle, die als Zauberer angesehen werden, sind es darum auch. Für manchen ist aber die bloße Verdächtigung der Anlaß dazu, sich abzusondern und sich von Berufszauberern in die schwarze Kunst einführen zu lassen; denn der Zauberei verdächtigt werden ist meistens gleichbedeutend mit Ausgestoßensein von Familie und Gesellschaft, geächtet sein.

Soweit man Not und Unglück nicht als Rache vernachlässiger Geister (Mizimu) ansieht, werden sie auf die Wirkung der Zauberer zurückgeführt. Kommt ein Kranker zum Medizinmann, so sucht er mit Hilfe seines Orakelinstrumentes zuerst festzustellen, woher die Zauberwirkung kam. Als Orakelgerät dient meistens die „Kasanda“, ein Instrument, das aus einer Anzahl kreuzweise übereinander befestigter und unter sich verbundener Hölzchen besteht, das sich ähnlich wie eine Sternschere auseinanderziehen und zusammenschieben läßt. Der Medizinmann faßt das eine Ende an und läßt das andere frei schwingen. In der Ruhestellung soll nun das freie Ende die Richtung anzeigen, in der der Zauberer wohnt. Andere benutzen ein Holzgefäß, daß beim Orakeln zur Hälfte mit Wasser gefüllt wird, auf dem ein Holzklötzchen schwimmt. Stellenweise soll auch aus den Eingeweiden des Huhnes der Sitz des Zauberers ermittelt werden. Der Tod wird unter allen Umständen als Zauberwirkung aufgefaßt, auch der gewaltsame Tod durch Erschießen oder dergleichen. In diesem Fall war die Waffe oder das Geschoß verzaubert.

Eine praktische und geradezu verhängnisvolle Bedeutung gewinnt das Ausüben der Zauberei dadurch, daß unter „Vulogi“ nicht nur Wunschauber und dergleichen verstanden wird, sondern daß es gleichbedeutend ist mit Vergiftung, Giftmord. Daß die Zauberer tatsächlich auch Giftmischer sind und verschiedene schnell und langsam tötende Gifte kennen, steht nach meinen Erfahrungen außer allem Zweifel. Ich habe mehrere Todesfälle erlebt und von andern gehört, die meines Erachtens nur durch Gift herbeigeführt sein konnten. Die betreffenden Opfer starben alle innerhalb weniger Stunden unter kolikartigen Schmerzen, ohne vorher krank gewesen zu sein. Das Gift wird in solchen Fällen von den Zauberern für teures Geld oder Gut erworben und ins Bier gemischt. Die Tatsache, daß der Giftmord unter der Bezeichnung „Vulogi“ gelegentlich ausgeübt wird, war bei den Europäern leider viel zu wenig oder gar nicht bekannt. Nur so ist es zu erklären, daß die Klagen wegen Zauberei (Vulogi), in Wirklichkeit Giftmord, beim Eingeborenenrichter nur wenig Gehör fanden, weil man Zauberei nur als Hirngespinst und Hokuspokus ansah.

Wenn nun der Zauberglaube auf einem derartig realen Untergrund ruht, läßt es sich leicht denken, welche geradezu verheerenden Wirkungen er auf das soziale Leben ausüben muß. Da ist vor allem das Mißtrauen, das alles gesellschaftliche Leben hemmt und untergräbt. Ich

habe mir sagen lassen, daß Wanjamwesi, die jahrelang von der Heimat entfernt waren, oft nur mit einer gewissen inneren Furcht nach Hause zurückkehren und in den ersten Tagen bei den eigenen Verwandten essen und trinken verweigern aus Angst vor Verzauberung, d. h. Vergiftung. Ganze große Siedlungen werden oft innerhalb weniger Tage verlassen, weil vielleicht mehrere Todesfälle hintereinander stattfanden, die man auf die Tätigkeit eines Zauberers zurückführen zu müssen glaubte. Aus Angst vor dem bösen Blick und der Mißgunst ihrer Nachbarinnen geht plötzlich die Mutter mit ihrem Neugeborenen auf und davon und lebt monatelang bei irgendwelchen Verwandten in stiller Zurückgezogenheit. Wohl sucht man sich durch das Tragen der verschiedensten Amulette vor den Wirkungen der Zauberei zu schützen. Beliebt sind vor allem Fangzähne von Wildkatzen und die kleinen Hörner der Zwergantilopen, die an einer Schnur um den Hals getragen werden; auch eine flache, dreieckig geschliffene Muschel spielt als Schutzmittel eine große Rolle. Aber die Angst und Unsicherheit bleibt trotzdem und wirft einen tiefen Schatten auf das sonst so sorgenfreie Leben der Wanjamwesi.

Allgemein vertreten ist auch der Glaube, daß manche Zauberer die Macht besitzen, sich nachts in einen Löwen oder Leoparden zu verwandeln, um dann in die Hütten und Rinderkrale einzubrechen und Menschen und Vieh zu töten. Wenn z. B. ein Rudel Löwen eine Gegend heimsucht, ist man überzeugt, daß es sich hier nicht um Wald- und Steppenlöwen, sondern um Zauberer handelt, die in Löwengestalt auftreten, sogenannte masumbano (= Bilder). Solche Menschen sollen vor allem daran kenntlich sein, daß sie ein steifes Genick haben und infolgedessen den Kopf nicht frei wenden können. Früher wurden solche angeblichen Löwen- und Leopardenzauberer getötet oder zum Landeshäuptling gebracht, der sie oft jahrelang in Fesseln gefangen hielt.

Eine eigentliche Priesterschaft besteht bei den Wanjamwesi nicht. Die gewöhnlichen täglichen Kulthandlungen übt, wie bereits oben beschrieben, der Hausvater aus. Kultische Feiern, die das ganze Dorf angehen, z. B. beim Beginn von Aussaat und Ernte, bei der Weihe des Teufelsgartens usw., leitet der Dorfhäuptling. Nur bei feierlichen Anlässen wird der Medizinmann (Kinjamwesi = mufumu) beigezogen. In gewissem Sinne gelten die Medizinhänger als Träger der religiösen Überlieferung und der Landeshäuptling kann bis zu einem gewissen Grad als oberster Priester angesprochen werden. Aber auch er übt die Pflichten eines Priesters nur gelegentlich aus. Eine feste hierarchische Ordnung besteht, wie gesagt, nirgends. Es macht alles den Eindruck des mehr Zufälligen.

Über die Art, wie die Opferhandlungen vor sich gehen, habe ich bereits oben in dem Abschnitt über Ahnenkult berichtet. In der Regel werden Mehlabrei, Bier und die ersten Feldfrüchte geopfert. Nur bei besonderen Anlässen bringt man auch blutige Opfer dar. Durch Zufall war es mir vergönnt, einer solchen seltenen Opferfeier beizuwohnen, die bei Gelegenheit der Einsetzung eines neuen Dorfhäuptlings stattfand. Dieses Opferfest war insofern von besonderer Bedeutung, als der Vorgänger des neuen Häuptlings einige Wochen vorher wegen Mords von der deutschen Regierung hingerichtet worden war. Sein Sohn, ein etwa 10jähriger Junge, sollte nun als Erbe in die Rechte und Pflichten eines Dorfhäuptlings eingesetzt werden. Als ich am frühen Morgen zufällig in das Dorf kam, fand ich eine schweigende Versammlung von etwa 50 bis 60 Eingeborenen vor, die im Kreis um den Medizinmann saß. Dieser hatte bereits einige Geisterhütten errichtet und war eben dabei, die Opferstatt herzurichten. Eine Fläche von reichlich 1 qm wurde mit grünen Zweigen und Blättern vom Mukalakalabaum in einer Höhe von etwa

10 cm belegt. Dann rührte der Opferpriester in einer Kalebassschale Mehlbrei (lwanga) an, besprengte unter Anrufung der Ahnengeister mit einem grünen Laubbüschen die Opferstatt und die Geisterhütten und bestrich zuletzt den neuen Dorfhäuptling und seine nächsten Verwandten an Stirn, Schulter und Brust mit dem Mehlbrei. Darauf wurde das Opfertier, eine junge, schwarze Ziege, gebracht und ebenfalls mit lwanga bestrichen, und zwar zuerst vom Priester, dann von dem Erben und zuletzt von den drei Frauen des Hingerichteten. Nun folgte ein längeres Gebet des Priesters. Dabei stellte er das Opfertier aufrecht vor sich, tauchte dessen Vorderfüße in den Mehlbrei, besprengte damit wieder die Opferstatt und berührte an verschiedenen Stellen den Körper des Jungen. Während des Gebets richtete der Medizinmann die aufrechtstehende Ziege abwechselnd nach den vier Himmelsgegenden und rief die Geister herbei. Das meiste seiner Worte konnte ich nicht verstehen, da sich das Gebet anscheinend in alten, mir unbekannten Sprachformen bewegte. Von Zeit zu Zeit rief er: „Mtimbo!“ worauf die Umhersitzenden dann regelmäßig mit „hm!“ antworteten. Dann wieder hörte man die Frage: „Kuhola nanali?“ (= wann ist Friede?). Darauf die Versammlung: „lelo!“ (= heute). Zum Schluß bat er die Geister, sie möchten den Jungen beschützen und ihn nicht den Weg des Vaters führen.— Daseigentliche Opfer wurde durch eine kurze, stille Meditation des Medizinmannes eingeleitet, darauf legte er die Opferziege auf die Seite und stach ihr mit einem kleinen, spitzen Messer, wie sie sonst nicht in Gebrauch sind, durch das Ohr in den Kopf, worauf sich die Ohrmuschel mit Blut füllte. Mit dem Blut bestrich der Priester den Jungen an verschiedenen Stellen, die den Geistern geweihten Hausräume und Waffen, die Türpfosten der Geisterhütten und endlich alle Familienangehörigen. Das alles geschah unter fortwährendem unverständlichen Murmeln des Medizinmannes. Erst nachdem er damit fertig war, tötete er die Ziege durch einen Halsschnitt, worauf der erste Teil der Feier beendigt war. Leider konnte ich den weiteren Verlauf des Opferfestes nicht mehr abwarten. Ich ließ mir aber von einem älteren Wanjamwesi erzählen, daß der Medizinmann nach der Opferung die Eingeweide des Opfertieres untersucht. Stellt es sich dabei heraus, daß einer der Geister vergessen wurde, so muß ihm Bier geopfert werden. Am Nachmittag findet die gemeinsame Opfermahlzeit statt, nachdem der Priester unter Gebet nach den vier Himmelsrichtungen je ein Stückchen Fleisch geworfen hat. Er selber bekommt für seine Bemühungen den Rücken und eine Keule des geopferten Tieres. Zum Schluß wird aus der Kopfhaut der Ziege ein kleines, ringförmiges Stück Fell herausgeschnitten und dem Opfernden über die Hand gestreift, der es dann als Amulett am Armgelenk trägt.

Als Schluß meiner Ausführungen über die Religion der Wanjamwesi lasse ich noch drei kurze mythologische Erzählungen folgen, wie sie seiner Zeit von Missions-Superintendent H. Löbner an Ort und Stelle gesammelt wurden.

1. Wie der Tod in die Welt kam.

Shida Matunda hatte alles erschaffen: Himmel und Erde, Kräuter und Bäume und Tiere. Zuletzt schuf er auch zwei Frauen und heiratete sie. Eine davon war seine Lieblingsfrau. Als sie starb, begrub er sie in ihrem Haus und wich nicht mehr von dort Tag und Nacht. Die andere Frau brachte ihm täglich zu essen und zu trinken. Sie stellte aber die Speisen außen vor die Tür, denn in das Haus durfte sie nicht. Täglich begoß Shida Matunda das Grab seiner Lieblingsfrau. Eines Tages aber wuchs aus dem Grabe eine kleine Pflanze, die höher und höher wurde.

Da freute sich Shida Matunda, denn nun wußte er, daß die Toten auferstehen werden.

Eines Tages aber, als sein Holzvorrat zu Ende war, ging er in den Wald, um neues Brennholz zu suchen. Das sah seine andere Frau. In ihrer großen Neugierde kam sie herbei und sagte zu sich selbst: jetzt will ich doch einmal hineingehen, um zu sehen, was ihn in diesem Haus zurückhält. So ging sie hinein. Als sie aber die Pflanze auf dem Grab erblickte, wurde sie sehr eifersüchtig, nahm eine Hacke und schlug die Pflanze nieder. Da strömte das Blut der Gestorbenen hervor und füllte das Haus. Die Frau aber verließ schnell das Haus. — Bald darauf kam Shida Matunda zurück, legte das Brennholz vor die Haustüre und ging hinein. Und als er das Blut erblickte, erschrak er sehr. Er rief seine Frau und sagte: „Warum hast du das getan? Du hast deine Mitfrau getötet und dadurch verursacht, daß alle Menschen und Tiere und Pflanzen sterben müssen. Alles, was von mir erschaffen wurde, muß nun sterben, weil du gegen meine Frau schlecht gehandelt hast.“

Seitdem muß alles sterben: Menschen, Tiere und alle lebendigen Dinge; denn von dieser Frau, die ihre Mitfrau tötete, stammen alle Geschlechter.

2. Der Turmbau der Valengo.

Im Anfang lebten die Valengo. Sie waren eine große Familie, wohnten in einer riesengroßen Stadt und hatten eine Sprache. Eines Tages sprachen sie zueinander: Auf, laßt uns einen hohen Turm bauen und zum Himmel hinaufsteigen, um Wasser zu holen! Alle Valengo waren einverstanden und fingen sogleich an zu bauen. Viele Monate bauten sie, bis sie nahe am Himmel waren. Eines Tages sagten sie: Laßt uns zurückkehren und alle Leute in der Stadt zusammenrufen. Sie gingen in die Stadt zurück und verkündigten ihren Kindern und Kindeskindern: Morgen werden wir in den Himmel hineingehen, denn der Turm reicht bis an den Himmel. Alle stimmten zu. Am andern Morgen bestiegen sie den Turm. Da sie aber nahe am Himmel waren, sahen sie einen sehr großen Wind kommen. Da brach der Turm in der Mitte entzwei und alle Valengo starben, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Darum sagt man, wenn eine Familie austirbt: „vamala kilengo“ = sie starben wie die Valengo.

3. Wie es kam, daß die Menschen so schwer arbeiten müssen.

In alten Zeiten lebte ein Mann und eine Frau, die hatten einen Sohn. Die Frau mahlte täglich nur ein Korn, kochte es und sie wurden satt davon. Eines Tages heiratete der Sohn eine Frau. Als die in das Haus kam, sagte die Schwiegermutter zu ihr: „Mein Kind, mahle immer nur ein Korn am Tag, damit wir zu essen bekommen und satt werden.“ Einmal aber, als die Schwiegermutter ausgegangen und die junge Frau allein war, sagte sie: „Was soll das eigentlich heißen, immer nur ein Korn mahlen! davon sollen wir satt werden? Ich werde heute viele Körner mahlen!“ Sie mahlte und mahlte, aber es wurde nicht mehr. Sie nahm immer mehr Körner — umsonst. Da trat die Schwiegermutter hinzu und sagte: „Was machst du da, mein Kind? Warum hast du uns das getan? Wir haben bisher immer nur ein Korn gemahlen und sind davon satt geworden. Du bist ungehorsam gewesen und hast gesündigt. Nun werden wir keine Kraft mehr haben zur Feldbestellung. Du hast schwer gesündigt und deshalb werden wir von jetzt an viel Mühe und Not haben.“

Das Märchen.

Im geistigen Besitz der Wanjamwesi spielt das Märchen eine sehr bedeutende Rolle. Einmal ist es wie geschaffen, die verhältnismäßig

langen Abende am Herd- oder Lagerfeuer auszufüllen, zum andern kommt es dem starken Bedürfnis entgegen, nach des Tages Arbeit und Hitze sich in einer freieren, vom Zwang des Alltäglichen gelösten Welt zu ergehen und die ständige, lähmende Furcht vor den bösen Mächten auf Stunden zu vergessen. Gerade die Nacht bringt dem Neger das Unheimliche und Verderben Bringende der Zauberstäbe besonders zum Bewußtsein. Es ist deshalb kein Zufall, daß man sich mit Vorliebe abends um den Märchen-erzähler schart und seinen Darbietungen mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht. Dabei kommt es oft nicht so sehr auf den Stoff selbst an als auf die Art, wie das Märchen erzählt und zum Teil mimisch dargestellt wird. Man verlangt vom Erzähler ein gewisses Maß von Erzähler- und Darstellungskunst. Der Hörer will die handelnden oder redenden Tiere und Personen in ihrer Eigenart möglichst charakteristisch vor sich sehen, um inneren Anteil zu nehmen an ihrem Geschick und Mißgeschick, mit einem Wort, er will das Märchen erleben. Deshalb sind die Märchenerzähler meist ältere, gereifte Leute, die viel herumgekommen sind, viel erlebt haben und ein verhältnismäßig großes Maß von Menschenkenntnis und Erfahrung besitzen. Selten habe ich gespanntere Zuhörer und Zuschauer gesehen, als wenn ein guter Erzähler am Lagerfeuer seine Märchen zum Vortrag brachte.

In bezug auf den Stoff besteht keine reinliche Scheidung zwischen dem Märchen als solchem und der Tierfabel. Beide Formen der Erzählung gehen sogar vielfach ineinander über. Eine Eigentümlichkeit des Njamwesi-Märchens besteht ferner darin, daß es mit Vorliebe einen leicht lehrhaften Charakter annimmt, indem es in Form einer vom Zeitlichen und Zufälligen gelösten Erzählung menschliche Schwächen karikiert oder Erfahrungssätze zum Besten gibt. Hierher gehört z. B. die weiter unten wiedergegebene Geschichte vom Nimmersatt, der nie genug bekommt, bis er schließlich vor Hunger und Elend zugrunde geht.

In den meisten Märchen treten entweder ausschließlich oder doch zum Teil Tiere handelnd und redend auf. Und hier wiederum ist es vor allem der Hase, der eine ganz einzigartige Rolle spielt. Er ist geradezu das Märchen- oder Fabetier der Wanjamwesi. Schon im alltäglichen Leben traut man ihm alle möglichen Eigenschaften zu und betrachtet ihn als Ausbund von Schlauheit und List. Er soll sich bei Verfolgung z. B. unsichtbar machen können; oder man behauptet, daß er sich gern in die Rinderherden einschleicht und die Euter der Kühe leer trinkt. Was er jedoch im Märchen an Klugheit und Sophisterei zustande bringt, hat keine Grenzen. Hier traut man ihm schlechterdings alles zu. Er vertreibt somit recht eigentlich unsren Reinecke Fuchs. Zwar ist er nicht ganz so verschlagen und hinterlistig wie jener, im Gegenteil, er stellt seine Schlauheit gelegentlich sogar gern in den Dienst derer, die unschuldig in Not und Bedrängnis geraten sind. Wenn die Geschichte ihren Höhepunkt erreicht hat und nichts mehr das von plumper Gewalt bedrohte Opfer retten zu können scheint, dann tritt als deus ex machina plötzlich wie von ungefähr der Hase auf und findet dank seiner Klugheit und Geistesgegenwart immer einen Ausweg. Ein typisches Beispiel hierfür ist das weiter unten folgende Märchen von dem Jäger und seiner Frau, die durch die Dazwischenkunft des Hasen gerettet werden.

Nach diesen kurzen, allgemeinen Ausführungen lasse ich einige Märchen folgen, wie ich sie seinerzeit in Unjamwesi nach Erzählungen aufzeichnete. Die im Urtext wiedergegebenen zwei Erzählungen ließ ich von dem Unterlehrer Abel in Usoke bei Tabora niederschreiben. Die Übersetzung derselben ist möglichst wortgetreu gehalten. Die letzte Probe „Wie der Hase sich einmal Fleisch verschaffte“ verdanke ich einer Aufzeichnung von Missionar P. Terp.

1. Die Hungersnot und der Löwe.
 (Aufgenommen in Kitunda, Kiwere.)

Vorzeiten war einmal eine große Hungersnot. Damals lebte ein Mann mit seiner Frau und seinen Kindern. Sie waren in großer Not, denn sie hatten nichts mehr zu essen und auch keinen Besitz mehr, um dafür Essen einzutauschen.

Da ging der Mann eines Morgens in den Wald, um Brennholz zu suchen. Unterwegs begegnete ihm der Löwe. Nachdem sie sich begrüßt hatten, klagte der Mann sein Leid, sie hätten nichts mehr zu essen und auch keinen Besitz mehr, um etwas zu kaufen. Der Löwe antwortete: „Weil du mein Blutsfreund¹⁾ bist, so will ich dir helfen. Gehe morgen früh bei Sonnenaufgang zu dem Termitenhügel im Garten hinter deinem Haus, dort wirst du ein Stück frisches Fleisch finden. Nur eins bitte ich von dir, sage mir, ob deine Freundschaft wahr ist ohne Falsch und Hintergedanken“. Da erwiderte der Mann: „Wie kannst du nur so fragen? Du bist mein allerbester Freund, du bist unser Retter und Vater.“ „Gut“, meinte der Löwe, „wir werden es sehen.“

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, zogen sie alle hinaus in den Garten. Und als sie zu dem Termitenhügel kamen, lag da ein großes Stück Fleisch, da war die Freude groß und alle Not hatte ein Ende. Jeden Morgen war ihr erster Gang zum Termitenhügel und immer fanden sie dort ein Stück Fleisch. So geschah es eine lange Zeit.

Da sagte der Löwe eines Tages zu sich selber: ich will doch einmal sehen, ob mein Freund wahr gesprochen hat, ich werde ihn auf die Probe stellen. Als es Nacht wurde, ging er in den Wald und tötete eine Antilope. Dann nahm er von ihrem Blut und bestrich sich damit über und über. Und so legte er sich, nicht weit vom Wege, neben die Antilope, als ob er gestorben wäre.

Am nächsten Morgen ging der Mann mit seiner Frau und den Kindern wie gewöhnlich zum Termitenhügel, um das Fleisch zu holen. Aber die Stelle war leer. Da wurde die Frau sehr traurig, denn sie dachte, vielleicht ist unserm Freund ein Unglück zugestoßen; und die Kinder fingen an zu weinen. Während sie aber klagten und jammerten, kam ein Mann gelaufen und rief: „Der Löwe ist tot! Er liegt blutüberströmt neben einer Antilope, die er geschlagen hat.“

Da lief der Mann ins Haus, holte ein Beil und sein großes Messer und machte sich auf den Weg zum Walde. Weinend folgten die Frau und die Kinder. Schon von weitem sahen sie den Löwen liegen und neben ihm die Antilope. Der Löwe aber verhielt sich ganz still, nur seine Augen starrten blinzelnnd in die Ferne. Dort sah er den Mann daherkommen mit schnellen Schritten, in der Hand ein langes, blinkendes Messer, auf der Schulter sein Beil. Er sah aber auch die Frau und die Kinder und hörte ihr Jammern und Heulen.

Inzwischen war der Mann angekommen. Schnell wetzte er das Messer an einem großen Stein und trat zu dem Löwen, um ihm das Fell abzuziehen. Da, als er gerade das Messer ansetzen wollte, sprang der Löwe empor und stand vor dem zu Tode erschrockenen Mann. „So!“ rief er zornig, „ist das deine Freundschaft? Ist das deine Liebe ohne Falsch und Hintergedanken?“ Aber der Mann konnte kein Wort erwidern vor

¹⁾ Wenn in den Märchen der Löwe als Blutsfreund bezeichnet wird, so soll damit nur ein besonders hoher oder besser der höchste Grad von Freundschaft zum Ausdruck gebracht werden. Dieselbe Bezeichnung kann gelegentlich auch anderen im Märchen auftretenden Tieren beigelegt werden. Überhaupt hört man den Ausdruck „Blutsfreund“ = munwani in der täglichen Unterhaltung der Neger viel, wo er dann einfach so viel wie Freund bedeutet, etwa: Guter Freund oder alter Freund.

Schrecken und Angst. „Dafür werde ich dich strafen,“ fuhr jener fort. „Du sollst auf der Stelle sterben. Deiner Frau und den Kindern soll jedoch kein Leid geschehen, denn sie haben mich beweint und betrauert, wie einen guten Freund.“

Und so geschah es. Der Mann wurde getötet. Die Frau und die Kinder aber wurden weiter vom Löwen mit Fleisch versorgt, bis die Hungersnot vorüber war.

2. Wie der Hase die Königstochter freite.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten eine einzige Tochter. Sie war sehr schön und ihre Eltern liebten sie über alle Maßen. Als sie nun groß geworden war und von allen Seiten die Freier kamen, ersann der König eine List, denn er möchte sein liebes Kind nicht hergeben.

Weit draußen in seinem Feld am Rande des Waldes lag ein riesiger Termitenhügel, mit großen Bäumen und dichtem Buschwerk bestanden. In dem Hügel aber befand sich, im Buschwerk versteckt, eine große Höhle, und darin hauste seit alters eine Löwenfamilie. Wenn nun ein Freier kam, so sprach der König: „Ich bin bereit, dir meine Tochter zur Frau zu geben, wenn du vorher meinen Termitenhügel am Walde von Bäumen und Buschwerk säuberst.“ Voller Freude ergriff der junge Mann die Axt, ging zu dem Hügel und fing an, die Bäume umzuhauen. Doch kaum hatte er begonnen, so brachen die Löwen aus ihrer Höhle hervor und fraßen ihn auf. So erging es manchem tapferen Jüngling. Da verbreitete sich im ganzen Land eine große Furcht und keiner wagte es mehr, um die Hand der Königstochter zu bitten.

Nach langer Zeit kam von fernher ein Königssohn⁷ mit seinen Kriegern und trug dem König seine Bitte vor. Der aber sprach: „Gehe zuerst hin und säubere meinen Termitenhügel, dann sollst du meine Tochter zur Frau bekommen.“ Der Prinz bewaffnete seine Männer mit Äxten und Buschmessern. Doch kaum hatten sie angefangen zu roden, so brachen die Löwen hervor und zerrissen den Prinzen mit allen seinen Kriegern, daß kein einziger mehr zurückkehrte.

Der König glaubte nun endlich Ruhe zu haben vor den Freiern. Da erschien eines Tages der Hase am Königshof und verlangte vor den König gebracht zu werden. Auf die erstaunte Frage, was er wolle, antwortete der Hase: „Ich liebe deine Tochter und bitte um ihre Hand.“ Der König war sprachlos. Dann aber entgegnete er: „Hast du nicht gehört, wie viele schon vergeblich um mein Kind geworben haben? Und kennst du nicht die Probe, die mein zukünftiger Schwiegersohn zu bestehen hat?“ Der Hase ließ sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen. Er erwiederte ganz gelassen: „Ich weiß alles; ich kenne auch die Probe. Versprichst du mir deine Tochter zur Frau zu geben, so werde ich noch heute den verzauberten Termitenhügel von Bäumen und Gebüsch säubern.“ „Gut“, sagte der König, „ich verspreche es dir; gehe hin und versuche deine Kunst.“

Da nahm der Hase einen alten, vom vielen Draufsitzten glattpolierten Schemel und zwei Marmeln und begab sich damit zu dem gefürchteten Hügel. Dort angekommen, ließ er sich nieder und begann, ein Liedchen vor sich hinsingend, auf dem Schemel mit seinen Marmeln zu spielen, indem er sie wie Kreisel sich drehen ließ. Als die Löwen den Gesang hörten, kamen sie aus ihrem Versteck hervor, blieben aber verwundert stehen und besahen neugierig das Spiel des Hasen. Bald gefiel es ihnen so sehr, daß der Häuptling der Löwenfamilie den Hasen bat, er möchte ihnen erlauben, sich um den Schemel herumzulagern. Das Spiel sei so schön

und das Lied gefalle ihnen so gut; sie möchten das auch lernen. Darauf hatte der schlaue Hase nur gewartet. Er willigte gern ein. Und bald saßen sämtliche fünf Löwen um den Schemel herum, der Häuptling zu seiner Rechten, lauschten dem Gesang und folgten mit großen Augen dem Spiel der tanzenden und herumwirbelnden Marmeln. Und jedesmal, wenn eine der Marmeln die andere traf, und sie im großen Bogen über den Schemelrand warf, er hob sich ein großes Freudengeschrei unter den Zuschauern. Der Hase aber spielte immer weiter, sang sein Liedchen und kümmerte sich scheinbar wenig um die Löwen.

Auf einmal aber hielt er inne, machte ein sehr trauriges Gesicht und hörte auf zu singen. „Was ist dir, mein Freund?“ fragte ihn der Alte; „warum spielst du nicht mehr? Hast du etwa Angst vor uns? Fürchte dich nicht, es darf dir niemand etwas zuleide tun.“ „Ich kann nicht mehr“, sagte mit weinerlicher Stimme der Hase, „der Löwe hier zu meiner Linken hat einen bösen Blick, er hat mich verhext, und es gibt nur ein Mittel, wenn ihr wollt, daß ich weiter spielen soll: nehmt einen starken Baststrick, bindet dem Zauberer Hände und Füße und legt ihn dort auf die Seite.“ Es geschah. Im Nu war der Löwe mit dem bösen Blick gefesselt und auf die Seite geschafft.

Wieder begann das Spiel. Der Hase sang, und die Marmeln tanzten und wirbelten lustig umher, bald umeinander herum, bald gegeneinander. Und wenn eine die andere traf und sie im großen Bogen über den Stuhlrand warf, jauchzten die Löwen vor Freuden laut auf. Doch der Hase tat, als hörte er's nicht. Er spielte und sang ruhig weiter. Plötzlich aber verstummte sein Gesang, die Marmeln ruhten und der Hase saß da, zitternd, wie vom Blitz getroffen und machte ein trauriges Gesicht. „Was hast du denn, mein kleiner Freund?“ fragte besorgt der Alte zu seiner Rechten. Er aber deutete nur stumm auf den Löwen, der ihm gegenüber saß. Der Alte verstand. Sofort ließ er ihn binden und auf die Seite legen.

Inzwischen hatte der Hase sich ausgeruht und konnte wieder beginnen. Aber noch zweimal gelang ihm seine listige Verstellung. Sobald er eine Zeitlang gespielt hatte, behauptete er plötzlich, verhext zu sein. Dann brauchte er nur einen der Löwen zu bezeichnen und er wurde augenblicklich gebunden.

Endlich lagen vier Löwen gefesselt auf der Erde. Nur der Alte war noch übrig. Der Hase stimmte seine schönsten Lieder an. Er wirbelte die Marmeln, daß es eine Lust war und der Alte vor Vergnügen sich kaum zu lassen wußte; wenn auch seine Kehle müde war vom vielen Singen und die Hände schmerzten vom ewigen Marmeldrehen. Endlich aber konnte er nicht mehr. Wehmütig blickte er den alten Löwen an und sagte: „Lieber Freund, sei mir nicht böse, ich kann nicht mehr.“ Das rührte den Alten; und auch er ging in die Falle. Nur eine Bitte hatte er, in der Nähe des Schemels bleiben zu dürfen, um das Spiel sehen zu können, es sei doch gar zu schön. Da suchte der Hase einen besonders starken Strick und band ihm mit aller Kraft die Hände und Füße. Darauf lief er schnell in das nächste Dorf, holte sich ein scharfes Beil und tötete die wehrlosen Löwen einen nach dem andern.

Jetzt hatte der Hase gewonnenes Spiel. Bald war der Hügel von Bäumen und Sträuchern gesäubert. Und noch ehe die Sonne unterging, stand er vor dem erstaunten König und berichtete siegesbewußt: „Herr, ich habe die Probe bestanden, deine Bedingung ist erfüllt: kein Sträuchlein steht mehr auf dem verzauberten Termitenhügel.“ Da war der König endlich besiegt. Und noch am selben Abend feierte der Hase die Hochzeit mit der schönen Königstochter.

3. Wie der Hase einmal alle Tiere überlistete.
(Aufgenommen in Ussoko bei Tabora.)

Die Tiere des Waldes waren einst in großer Not. Sie hatten kein Wasser mehr, denn es herrschte Dürre und Trockenheit im Land, und alle Brunnen und Wasserlöcher und Flüsse waren ausgetrocknet.

Da berief der Elefant die Vertreter der Waldbewohner zu einer Ratsversammlung. Es sollte ein Weg gefunden werden, aus dieser argen Not herauszukommen. Nach manchem Hin und Her stand die Hyäne auf und rief: „Hört mich an! Mit ist ein guter Gedanke gekommen. Der König befiehle allen seinen Untertanen, mit ihren Hacken und Schaufeln zusammenzukommen. Dann wollen wir gemeinsam ein großmächtiges Wasserloch graben und nicht aufhören, bis wir genügend Wasser gefunden haben.“ Alle waren hocherfreut über den guten Rat der Hyäne und lobten ihren großen Verstand. Der König aber sprach: „Weil du so klug und weise gesprochen hast, so sollst du sogleich mit der großen Trommel durch den Wald gehen und meinen Befehl ausrufen.“ Da nahm die Hyäne die Königtrommel, ging durch den Wald, trommelte und rief: „Kommt morgen früh alle mit euern Hacken und Schaufeln zum König, wir wollen gemeinsam einen Brunnen graben, damit wir wieder Wasser bekommen und nicht sterben.“ Voller Freude stimmten alle Tiere zu und versprachen zu kommen.

Am nächsten Morgen, als die Sonne aufging, versammelten sich die Waldbewohner vor dem Haus des Königs. Alle kamen herzu; nur einer fehlte, der Hase. Der König schickte aus, ihn zu rufen. Als er ankam, fragte ihn der Elefant: „Mein Freund, leidest du keinen Durst? willst du nicht auch helfen graben?“ Der aber erwiederte frech: „Ich brauche euer Wasser nicht und helfe euch auch nicht beim Brunnengraben“. „Nun gut,“ sagte der König, „wenn du zu vornehm oder zu faul bist mitzuarbeiten, sollst du auch nie von unserm Wasser trinken.“ Darauf begaben sie sich ans Werk. Der Hase aber ging nach Hause.

Die Tiere gruben nun ein mächtiges Loch, breit und tief, bis sie Wasser fanden. Und als es Abend ward, hatte sich die Grube schon gefüllt. Darüber freuten sie sich sehr. Alle tranken sich satt und tanzten vor Vergnügen, bis die Sonne unterging. Dann nahmen sie ihre Hacken und wollten nach Hause gehen. Aber der Elefant sprach: „Bleibt noch einen Augenblick hier, meine Freunde, ich habe noch ein Wort zu reden. Ihr wißt, daß der Hase heute früh sich weigerte, uns zu helfen. Er ist ein schlauer Wicht. Gewiß wartet er jetzt nur, bis wir alle fort sind, um dann herzukommen und sich satt zu trinken. Darum müssen wir einen zurücklassen, der das Wasser bewacht.“ „Wer aber soll das Wächteramt übernehmen?“ wurde jetzt eine Stimme laut; „wir alle kennen den Hasen, seine List und Verschlagenheit.“ Da kamen sie überein, nur dem Gewandtesten und Schnellfüßigsten die Wache anzutrauen. Es wurde ein Wettlaufen veranstaltet, wobei die Gazelle alle andern weit übertraf. Darum wurde sie einstimmig zum Brunnenhüter ernannt. Die Tiere zerstreuten sich nun und gingen heim. Nur die Gazelle blieb zurück am Wasserloch.

Es dauerte nicht lange, so kam der Hase dahergeschlendert. Er trug eine große Kalebasse auf der Schulter. Eben hatte er den Rand des Brunnens erreicht, da schnellte die Gazelle empor und fuhr ihn an: „Was suchst du hier, willst du etwa Wasser schöpfen, das du nicht gegraben hast?“ Ruhig lächelnd entgegnete der Hase: „Rege dich nur nicht auf, mein Freund, ich brauche ja dein Wasser gar nicht; ich habe hier etwas viel besseres.“ Und damit tat er einen kräftigen Zug aus seiner Kalebasse. Da wurde die Gazelle neugierig und wollte wissen, was darin sei. Der Hase reichte ihr das Gefäß hin. Als sie aber schönes, frisches Hirsebier darin erblickte, war es um ihre Ruhe geschehen. Sofort setzte sie den Kalebäckrug an den

Mund und trank in vollen Zügen. Und sie trank immer wieder, bis sie schließlich umfiel und in einen tiefen Schlaf sank. Darauf hatte der Hase nur gewartet. Lachend stieg er jetzt in den Brunnen, trank sich satt und füllte sein Gefäß. Darauf band er die Gazelle mit einem Rindenstrick und ging davon.

Als die Tiere am andern Morgen kamen, um Wasser zu schöpfen, sahen sie, was der Hase angerichtet hatte. Man fragte die Gazelle, wie das geschehen sei. Sie erzählte, der Hase sei in der Nacht gekommen und müsse sie verhext haben, worauf sie eingeschlafen sei. Weiter wisse sie von nichts mehr.

Jetzt bat man den Löwen, das Wächteramt zu übernehmen. Er sei so stark, er brauche nur zu knurren, meinten sie, dann würde der Hase schon seinen Übermut vergessen. Der Löwe willigte ein; und als es anfing dunkel zu werden, legte er sich nicht weit vom Brunnen nieder. Kaum hatten sich die Tiere zurückgezogen, so kam der Hase daherspaziert. Heute trug er nur einen kleinen Speer. Seine Haare aber waren schön gekämmt und in viele kleine, niedliche Zöpfchen geflochten. Erstaunt betrachtete ihn der Löwe, und mit Wohlgefallen ruhten seine Augen auf den schönen, zierlichen Zöpfchen. Der Hase jedoch tat, als sähe er ihn nicht und machte Miene vorbeizugehen. „Wohin des Wegs?“ rief der Löwe. „Ich gehe spazieren,“ entgegnete jener. „Sage mir doch, mein Freund,“ fragte der Brunnenhüter weiter, „wer hat dir denn deine Haare so schön gekämmt und geflochten?“ Darauf der Hase: „Niemand, das tue ich immer selber.“ Der Löwe lobte die Kunst des Hasen mit vielen Worten und fragte endlich: „Würdest du wohl meine Haare auch so schön zurechtmachen?“ „O ja, das will ich wohl tun,“ antwortete der Hase, „du mußt mir nur versprechen, dich ganz ruhig dabei zu verhalten. Am besten wäre es, du liebst dich binden, denn es ist eine langwierige Arbeit und ich fürchte, du könntest müde dabei werden und mir mit deinen großen Händen aus Versehen weh tun.“ Der Löwe in seiner Eitelkeit ging auf alles bereitwillig ein und ließ sich geduldig die Hände und Füße fesseln. Als er nun aber völlig wehrlos dalag, lachte ihn der Hase tüchtig aus, anstatt ihn zu kämmen. Darauf sprang er in das nahe Gebüsch und kehrte mit seiner Kalebasse zurück. Ohnmächtig mußte der Löwe zusehen, wie jener in den Brunnen stieg und Wasser schöpfte. Und nachdem der Hase noch ein Bad genommen und dem Brunnenhüter eine gute Nacht gewünscht hatte, verschwand er mit seinem Krug.

Das gab ein Staunen, als die Tiere am nächsten Morgen den gefesselten Löwen erblickten. Nun waren sie fest davon überzeugt, daß der Hase ein mächtiger Zauberer sein müsse. Selbst der Löwe beteuerte es so laut, wie er nur konnte. — Infolgedessen getraute sich niemand mehr das Wächteramt zu übernehmen. Schon wollte man den Brunnen sich selbst überlassen, da trat der Frosch vor und sprach: „Nun will ich es versuchen, mir soll der Hase nicht entschlüpfen.“ Da lachten sie ihn alle aus. Er aber bat, man möchte es mit ihm versuchen; und schließlich willigte der König ein.

So trat der Frosch, als eben die Sonne unterging, seine Brunnenwache an. Er sprang ins Wasser, tauchte unter bis zur Nasenspitze und erwartete den Hasen. Als dieser kam, wunderte er sich, das Wasserloch unbewacht zu finden. Ein paarmal umkreiste er es, spähte nach allen Richtungen, und als er sich vergewissert hatte, daß die Luft rein sei, stieg er arglos hinunter in den Brunnen. Doch kaum hatte er einige Züge getan, so biß ihn der Frosch in die Nase, hielt ihn fest und der Hase war gefangen. Voller Freude sahen die Tiere am nächsten Morgen, was der Frosch getan hatte. Sofort wurde der Hase ergriffen und gebunden. Man benachrichtigte

den König und alle Bewohner des Waldes strömten zusammen, um den gefangenen Missetäter zu sehen und der Gerichtssitzung beizuwohnen. — Die dauerte nicht lange. Einstimmig wurde beschlossen, den Hasen zu töten, weil er das kostbare Wasser verunreinigt, die Tiere verspottet und die treuen Brunnenhüter durch seine schwarze Kunst verhext habe. Und zwar sollte der Sünder an einem großen Stein in der Nähe des Brunnens zerschmettert werden.

Als der Hase nun merkte, daß es ihm an den Kragen gehe, bat er ums Wort und sprach: „Liebe Brüder, ich sehe ein, daß ich durch mein frevelhaftes Tun den Tod verdient habe. Ich flehe euch jedoch an, gewährt mir noch eine letzte Bitte. Werft mich nicht, wie ihr beschlossen habt, gegen diesen Stein hier, denn das würde mich nur halb töten, sondern schleudert mich gegen jenen Termitenhügel. Nur so sterbe ich schnell und sicher.“ Die Tiere ließen sich überreden. Sie schleppten ihn auf den Termitenhügel, entledigten ihn seiner Fesseln und schleuderten ihn mit aller Wucht zu Boden. Der Hase aber raffte sich wie der Wind auf und verschwand augenblicklich in einer Termitenröhre.

So überlistete der Hase alle Tiere des Waldes durch seine große Klugheit. Und keiner wagte es hinfert mehr, ihm nach dem Leben zu trachten.

4. Wie der Hase die Frau des Jägers rettete.

(Aufgenommen in Kitunda, Kiwere)

Es war einmal ein Mann, der heiratete eine junge, schöne Frau. Da er sie aber sehr liebte und immer fürchtete, sie könnte ihm abspenstig gemacht werden, zog er mit ihr weit fort in den Wald, wo keine Menschen wohnen. Hier schlugen sie Bäume um und bauten sich eine Hütte. Als sie nun nichts mehr zu essen hatten, drehte der Mann Stricke und legte Schlingen, um Wild zu fangen. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, stand er auf und ging in den Wald hinein, um nach seinen Schlingen zu sehen. Und jedesmal brachte er ein Stück Wild mit nach Hause.

Eines Morgens aber, als der Mann wieder ausging, seine Fallstricke nachzusehen, begegnete ihm der Löwe. Nachdem sie sich begrüßt hatten sprach der Löwe: „Mein Freund, ich bin alt und schwach geworden und kann nicht mehr so jagen wie einst. Ich habe Hunger. Hilf mir, du bist ja mein Blutsfreund.“ „Das will ich gern tun,“ entgegnete der Jäger, „ich fange täglich Wild und kann dir gut von meiner Beute abgeben.“ „Ich brauche nicht viel,“ meinte der Löwe, „wenn du mir nur von jedem Stück, das in die Falle geht, die Eingeweide gibst, so bin ich schon zufrieden. Am besten ist es, wir treffen uns jeden Morgen auf dem Kreuzweg, gehen miteinander die Fallen ab und teilen die Beute: du nimmst das Fleisch und ich bekomme die Eingeweide.“ Der Mann dachte bei sich: „Wie schade! Meine Frau ißt nichts lieber als die Eingeweide. Aber was soll ich tun? Mein Freund könnte mir unbequem werden, wenn ich ihm dies abschläge.“ So willigte er denn ein. Aber seiner Frau erzählte er nichts von der Verabredung.

Am nächsten Morgen kam er wie gewöhnlich mit Beute beladen nach Hause. Sein Weib ging ihm schon von weitem entgegen und wollte ihm die Last abnehmen. Da sah sie, daß das Tier ausgeweidet war. Sie wunderte sich und fragte: „Wo hast du denn die Eingeweide?“ „Die liegen dort bei der Fangstelle,“ log der Mann, „die Last wäre mir zu schwer geworden.“ — Den Tag darauf brachte er eine kleine Zwergantilope. Auf die erneute Frage seines Weibes, wo die Eingeweide seien, sagte er: „Die Hyäne hatte sie schon aufgefressen.“ Nun merkte sie, daß da etwas nicht in Ordnung sei. Und als der Mann Tag um Tag zurückkehrte, ohne den ersehnten Leckerbissen, entschloß sie sich, der Sache auf die Spur zu kommen.

Eines Morgens, als der Jäger aufgebrochen war, schlich sie heimlich nach. Sie hatte aber keine Ahnung, wo die Fallstricke lagen. Da, auf einmal, ehe sie sichs versah, trat sie in eine kleine Vertiefung im Pfad und schwapp! saß sie in der Falle. Nun fing sie an jämmerlich um Hilfe zu rufen, immer lauter, bis der Mann auf das ungewöhnliche Geschrei aufmerksam wurde und mit seinem Freunde, dem Löwen, herbeieilte.

Erschrocken wollte der Mann sein Weib von der Schlinge befreien, als der Löwe ihm verwundert zurief: „Halt, halt! was willst du denn tun? seit wann löst man denn das Wild, ehe man es getötet hat?“ Der Mann entgegnete: „Das ist doch kein Tier, sondern meine Frau! siehst du es denn nicht?“ „Das ist mir gleich,“ sprach der Löwe, „unser Vertrag lautet, ich bekomme von jedem Stück, das in die Falle geht, die Eingeweide, und darauf bestehe ich.“ Der Mann verlegte sich aufs bitten, er fing an zu versprechen, es half nichts, der Löwe blieb dabei: „Ich verlange, was mir gehört.“

Während sie so miteinander stritten und das Weib in der Schlinge weinte und jammerte, kam der Hase des Wegs. Verwundert blieb er stehen und fragte: „Was ist das für ein Lärm, warum streitet ihr denn hier? Erzählt mir euren Handel, ich werde versuchen, den Streit zu schlichten“. Da erzählten beide mit vielen Worten ihren Streitfall. Der Löwe blieb dabei: „ich verlange mein Recht“ und der Jäger bat, der Hase möge ihm helfen.

Schweigend hatte der Hase zugehört. Nun begann er seinen Spruch. „Vor allem,“ sagte er, „müßt ihr zuerst einmal die Frau freimachen, damit ich untersuchen kann, wie es möglich ist, daß ein Mensch in eine Wildschlinge treten kann, da er doch viel mehr Verstand hat, als die Tiere des Waldes.“ „Siehst du,“ warf der Löwe schnell ein, sich zu seinem Freunde wendend, „das sagte ich dir doch auch! Wer in die Falle geht, hat keinen Verstand und kann nur ein Tier sein.“ Aber der Hase gebot ihm Schweigen.

Man befreite das Weib. Darauf bog man den Schnellbaum zur Erde, legte sorgfältig die Schlinge in die Vertiefung und bedeckte sie geschickt mit Erde, trockenem Gras und Laub. Und nun forderte der Hase den Löwen auf zu zeigen, wie das Weib hineingetreten sei, er solle es ganz genau vormachen. Der Löwe in seiner Einfalt gehorchte dem Hasen und ging arglos auf die Fangstelle zu. Grade wollte er sagen: So machte sie es, da, ehe er sich's versah, trat er in das Loch und schwapp! saß er in der Falle. Sofort schrie und brüllte er, daß der Wald erdröhnte, doch es half ihm nichts. Keiner regte sich ihm zu helfen. Der Hase aber sagte zu den Leuten: „Jetzt macht aber schnell, daß ihr nach Hause kommt.“

So hatte der Hase die Frau des Jägers vom Tode gerettet.

Das Märchen vom Kopf, der die Königstochter heiratete.

Munhu umo wali wavyala itwe
Na mutemi uvyala mwana mkima,
mulenzi wa vušu¹⁾ muno. Na aho
mtemi wayombaga: mwana wane
mwenuju! Uyo alakove kumutola,
kolaga asengule isengula lya mtemi.
Nsavo yose nene nhakovile. Na
haho vanhu vingi vagemaga, Ališi
wakakovile.

Ein Mensch zeugte einen Kopf.
Und ein König zeugte eine Tochter,
die war sehr schön von Angesicht.
Und der König sprach: „Das ist
mein Kind! Wer das einmal heiraten
will, muß vorher das Feld des
Königs zurechtmachen. Ich begehre
keinerlei Morgengabe.“ Und viele
Menschen versuchten es, aber sie
brachten es nicht fertig.

¹⁾ š = ein Mittelding zwischen s und sch.

Haho itwe lyayombaga: Leka tugeme niswe. Ningiši vilwa va makono. Sišo lusiku lumo vaduguye valivukadja vulifila mukaja ja mtemi. Vušika, vultenga kwisumbi. Haho lyamuwila mutemi lyuhaya: „Na nene nditogwa kuvezya mulimo gwenugu. Hamo nakovola. Numutola mwana wako.“ I, mutemi ukumya muno, uhaya: „Hamo, vilwa vanhu vapanga, sumbwa kimbulimbuli, tjakuvi itwe duhu!“ Haho itwe lyayomba: „Mutemi ukuminge mbasa zya mukaya yose. Munifile kwisengule.“ Wakuminga mbasa. Vulifila kwisengule, vušika vultenga kwisumbi lyalyo. Lyavawila: „Basi, djagi kaya!“ Aho venava vadja, lyahaya: Itwe fuma! wangu iswe tutole vana va vatem. Haho vafumaga vanhu vingi mututwe. Vadimaga mbasa, kusengula. Vavukizadja ndiyu, kušika limi hagati. Miti zyagwaga zya vujaga. Haho lyuhaya: „Mulete tjakulya!“ Aho waleta, vulisanga itwe duhu. Ališi vusanga miti zifulamilaga. Na vakumya muno. Ališi lyuvawila: „Djagi!“ Aho vadja, lyuhaya: Itwe fuma! wangu vajanda vane, valye tjakulya“ Haho vafumaga vanhu va vujaga, valya mavugali gose. Aho vamala kulya, vamalizadja mulimo gwavo.

Aho limi lyahugama vamalizya milimo yose. Na haho lyahaya: „Mukamuwila mutemi, wize arole milimo na avawile vayanda vize vasungane fikolo fyavo na vani-vutje, vanihile kukaya. Aho mutemi wiza, wakumya muno. Na uhaya:

¹⁾ Um sich wichtig zu machen, spricht der Munjamwesi gern von sich im Plural.

²⁾ 2 Uhr nachmittags, stehende Zeitbestimmung.

Da sagte der Kopf: „Jetzt wollen wir es versuchen¹⁾, wenn wir auch keine Arme haben.“ So nahmen ihn eines Tages seine Brüder auf und brachten ihn zur Residenz des Königs. Dort angekommen, setzten sie ihn auf einen Stuhl. Da sprach er zum König und sagte: „Auch ich möchte diese Arbeit verrichten. Vielleicht bringe ich's fertig, daß ich dein Kind heirate.“ Ei, da erstaunte der König sehr und sagte: „Ich zweifle sehr, die gesunden Leute vermochten es nicht und ein Fetisch, der nur aus einem Kopf besteht, sollte es können!“ Darauf sagte der Kopf: „Der König lasse alle Äxte der Stadt zusammenbringen. Bringt mich hinaus auf den Platz.“ Sie brachten alle Äxte zusammen. Sie trugen ihn auf den Platz und als sie ankamen, setzten sie ihn auf seinen Stuhl. Dann sprach er: „Es ist gut, geht nach Hause!“ Als diese gegangen waren, rief er: „Kopf komm heraus! Schnell, damit wir die Königstochter freien.“ Da kamen viele Menschen aus dem Kopf hervor. Sie ergriffen die Äxte, um zu roden. Sie fingen an am Morgen und arbeiteten bis zum Mittag. Die Bäume fielen in Haufen. Dann sagte er: „Bringet mir zu essen!“ Als sie aber brachten, fanden sie nur den Kopf. Doch die Bäume lagen in Haufen umher. Da verwunderten sie sich über die Maßen. Aber er sagte zu ihnen: „Geht fort!“ Als sie gegangen waren, rief er: „Kopf komm heraus! schnell meine Jungen, esset die Speisen.“ Da gingen heraus viele Menschen, sie aßen allen Maisstampf. Nachdem sie gegessen hatten, beendigten sie ihre Arbeit.

Als die Sonne sich wandte²⁾, waren sie fertig. Darauf sprach er: „Saget dem König, er möge kommen, die Arbeit zu besehen, und er möge seinen Dienern befehlen, ihr Werkzeug einzusammeln und mich nach Haus zu tragen.“ Als der

„I kweli itwe lyanikinda. Na mutemi walingizya munkumbi, ulipelezya mwinga walyo. Na itwe lyamutolaga mwanangwa.

Ulu wavi vuziku, lyuyomba: Itwe fuma! Wangu iswe tuyombe na vanangwa. — Ališi lusiku lumo, muke w'itwe wamišadj, usanga itwe lili haduhu. Sumbwa wamuvonaga mugošya mulenzi wa vušu. Ukumya muno, uhaya: Kasinaga! ndivi nuwiganika ati natolwa n'itwe duhu, kašinaga alivi munhu. Kuwangaluke lyuvi itwe hangi. Haho mwanangwa wavezya masala. Uvulaga nholo. Kunguno lyavagi ulu vuziku wila lyuhaya: Ipapa winge. Wangu kujomba na vanhu. Haho idili lyufuma uvi munhu.

Aho lyaloka limi, uvingila munumba, ndili lya nholo vulitula muno. Vulala. Huvuziku lyuhaya: itwe fuma! wangu niswe tuyombe na vana va vanhu. Na mutolwa uvi uwigonyagonya, kitisi walalaga. Aho wavona wavi munhu, na hangi walala tulo, uvuka, ulisola ipapa, ultima mumoto hamohene n'idili lya nholo. Aho wamišya mwenuju mugošya ultiana ipapa lyakwe. Alisi ipapa kwiza no. Ukumya muno. Ališi uwigwa kununha kwa madili duhu. Haho muke wahaya: kasi-naga mugosi wane, ukuwagi munhu? Kašinaga, wikumbwa kivi kimbulimbuli!

Aho wangaluka mhola ya šika kumutemi. Mutemi wahaya: „I, kweli, nene nalinavona, ulu itwe duhu likakovolile kutumama šišo. Mutemi udeha muno. Luvi lugaya duhu mukaya yose ya mtemi. —

König kam, war sein Erstaunen groß. Und er sagte: „Ei wahrlich, der Kopf hat mich besiegt.“ Und der König ließ ihn in die Residenz bringen und gab ihm die Tochter zur Braut. Und der Kopf heiratete die Prinzessin.

Als es nun Nacht war, sprach er: „Kopf komm heraus! schnell, wir wollen mit den Königstöchtern sprechen.“ Aber eines Nachts, als die Frau des Kopfes erwachte, war der Kopf nicht mehr da. Statt dessen erblickte sie einen Mann, wunderschön von Angesicht. Sie erstaunte sehr und sagte: „Ist es möglich! ich dachte ich hätte nur einen Kopf geheiratet und siehe da, es ist ein richtiger Mensch.“ Am andern Morgen war er aber wieder ein Kopf. Da ersann die Königin eine List. Sie schlachtete ein Schaf. Denn sie sagte, wenn es Nacht ist, wird er die Hülle abtun, damit er mit den Menschen sprechen kann (= Mensch sein). Dann, wenn die Haut fort ist, wird er ein Mensch.

Als die Sonne sank, ging sie in das Haus und versteckte das Schaffell vorsichtig. Dann schliefen sie. In der Nacht sagte er: „Kopf komm heraus schnell, damit wir mit den Menschenkindern sprechen.“ Die junge Frau aber schnarchte und tat, als ob sie schliefe. Da, als sie sah, daß er ein Mensch war und fest im Schlaf lag, stand sie auf, nahm die Hülle und verbrannte sie im Feuer. zusammen mit dem Schaffell. Als nun jener Mann erwachte, rief er seine Hülle. Aber die Hülle kam nicht. Er verwunderte sich sehr, denn er roch den Duft des verbrannten Felles. Da sagte seine Frau: „Ist es möglich, mein Gemahl, du bist ja ein richtiger Mensch? Daß du aber den Fetisch so schlecht verhüllt hast!“

Am Morgen aber kam diese Geschichte vor den König. Der König sagte: „Ei freilich, ich dachte es gleich, ein bloßer Kopf kann unmöglich solche Dinge verrichten.“ Der König freute sich sehr. Und

Sišo lyumutola mwanangwa gušla.
Na mugani gumala.

in der ganzen Residenz herrschte
eitel Tanz und Freude. — So endete
die Hochzeit der Königstochter.
Und die Geschichte ist auch zu Ende.

Das Märchen vom Nimmersatt.

Ungi waliwavuka. Mupina wa-kuzwala tudili, kumbele kadili na kunuma kadili. Uvuka na kavasa kakwe, kudja alikowa vuki mwipolu. Ušika mwipolu, kasegu¹⁾ kumufila ha muti gwa nzuki. I! malela hape duhu. Aho wisugasuga mukusinda moto, kuwiza kumupugila, kuhaya: „I! tusoga tuli kumbele!“ Uyo munhu uwinga, kukalonda hangi. Aho wasegezya, ulisanga ikolongo litagulaga. Ah, udeha muno gwene. Uhaya: „Ee hatusoga nali ndiwilwa. Aho wasopola kisut jakwe, wendekudula, asole fitom wa, kuwiza hangi, kumupugila kumiso, kuhaya: „Tusoga tuli kumbele wa!“ I! aikendeleyza, kumupugila hangi. Uyo munhu uvuka. Ulileka ilyo ikolongo. Kutongela hangi, ñke, ñke, ñke, ñke²⁾. Ališika kumbele, usanga mutumbi gwa ntwiga. Uhaya: „Ah, kweli hutu tusoga nalin-diwilwa.“ Na hene kiti ite kinahé, kumupugila ati, tusoga tuli kumbele wašyo. Ukumya muno. Uhaya: „Tusoga ki lelo, uto nikuvona tukile uto nalekaga?“ Kuwiza hangi kumupugila. Ih! Uvuka hangi kukalonda. Aha kutongela na kumbele, ñke, ñke, ñke, ñke. kumuficha hipilinga. Midala zya magembe, zya mazinge, kila kitu. Ah, udeha munogwene. Uhaya: „Lelo ahaho hakufwila. Kiti ageme kwingle, afumye mudala gumo, kusuma hangi kumupugila, kumupugila. Ah, lelo munhu uzowa, uhaya, a, kufuma aha no. Kušoka hangi kumupugila I, ukalonda hangi; ngakanile kamo duhu. Kukamuziga mwipilinga, umo lwasomenkana lywa mino ga nzovu, ga ntomombo.

¹⁾ Als Erklärung für die Tatsache, daß der Honiganzeiger die Menschen zu den von Bienen bewohnten Waldbäumen führt, erzählte mir mein Jäger Peku einst folgendes: „Der Honiganzeiger hatte sein Nest in einen hohlen Baum gebaut, da kam eines Tages ein Bienenschwarm, verjagte ihn und tötete seine Brut. Um sich an den Bienen zu rächen, lockt seitdem der Honiganzeiger jeden, der durch den Wald geht, zu den von Bienen bewohnten Bäumen.“

²⁾ Soll das Geräusch malen, das die Schritte verursachen.

Ein anderer stand auf. Es war ein Armer, mit Fellchen bekleidet, vorn ein Fellchen und hinten ein Fellchen. Er stand auf mit seinem Beil, er ging und suchte Honig im Walde. Als er in den Wald kam, nahm ihn der Honiganzeiger und führte ihn zu einem Baum mit Honig. O, von Waben ganz weiß! Als er sich anstrengte, Feuer zu reiben, kam er (der Honiganzeiger), blies ihm an und sagte: „O, das Gute liegt da vorn!“ Jener Mensch ging fort und folgte wieder. Als er weiterkam, fand er eine Pferdeantilope, die angefressen war. O, er freute sich sehr. Er sagte: „Aha, hier ist das Gute, von dem mir gesagt war.“ Da, als er das Messer herauszog, und sie aufbrechen wollte, um sie auszuweiden, kam er wieder, blies ihm in die Augen und sagte: „Das Gute liegt doch da vorn!“ Und da er zögerte, blies er ihn wieder an. Jener Mensch erhob sich. Er ließ jene Pferdeantilope. Er ging wieder vorwärts, ñke, ñke, ñke, ñke. Als er da vorn ankam, fand er eine tote Giraffe. Er sagte: „O, wahrhaftig: das ist das Gute, das mir versprochen war“. Aber auch hier, wie er anfangen wollte, blies er ihn an: „Das Gute ist doch weiter vorn“. Er wunderte sich sehr. Er sagte: „Welches Gute denn, das was ich sehen werde, wird es übertreffen das, was ich zurückließ?“ Er kam wieder und blies ihn an. So stand er wieder auf und folgte ihm. Als er vorwärts ging, ñke, ñke, ñke, ñke, brachte er ihn zu einer Höhle. Lasten von Eisenhacken, von Schmucksachen (lagen darin), alles

I, nga finhu fyose. Lelo na limi lyahemba. Nawe uhaya: „Hatusoga uto nali ndiwilwa.“ Kiti ite kinahé, kuwiza hangi kuhaya: „Tusoga tuli kumbele. Ah, wavi lelo wa kwikomya duhu. Kumusola ñke, ñke, ñke, na kumuziga hamuvila. Alahene. Malela gali hape duhu. Na limi lyuloka. I, kugema kusinda moto. Gumuwila. I, usaya munogwene. Uhaya hokwene kali kafililile. Lolaga lelo, na lala na nzala. Usopola kadili, uwanza, na kavasa kakwe usagamila.

mögliche. Da freute er sich über die Maßen. Er sagte: „Hier will ich sterben.“ Als er aber versuchte, hineinzugehen, um eine Last herauszuholen, blies ihn der Vogel wieder an und blies immerfort. Ach, jetzt verdroß es den Mann, er sagte: „Hm, ich gehe von da nicht fort.“ Doch er kehrte wieder zurück und blies ihn an. Da folgte er doch; er dachte: nur einmal noch, dann nicht mehr. Er brachte ihn wieder in eine Höhle, die war voller Zähne von Elefanten und von Flußpferden. O, alles mögliche war da. Jetzt neigte sich die Sonne. Und er sagte: „Das ist nun wohl das Gute, das mir versprochen war“. Als er noch unschlüssig war, kam der Vogel wieder und sagte: „Das Gute liegt da vorn.“ Ach, jetzt war es aus mit ihm. Er nahm ihn: ñke ñke, ñke ñke, und brachte ihn zu einem Feigenbaum. Da war er jetzt. Alles weiß von Waben. Aber die Sonne ging unter. Er versuchte, Feuer zu reiben. Es gelang ihm nicht. Da schmerzte es ihn sehr. Er sagte, hier bin ich nun hingeraten. Siehst du jetzt, mit hungrigem Magen muß ich schlafen gehn. Er zog seine Felle ab, breitete sie aus, legte sein Beil unter den Kopf.

Als er aber erwachte, befand er sich in einer riesengroßen Stadt ohne Grenzen. Und zwei wunderschöne Frauen waren da. Da freute er sich sehr. Ei, alle machten kwa, kwa, kwa, kwa, und riefen kasinde, kasinde! Dann wurde ihm ein Verbot gegeben: nur Mulambyabier zu trinken, aber kein Hirsebier. Aber eines Tages brauten ihm seine Untertanen sehr viel Bier! Hirsebier, Honigbier und Mulambyabier. Da, als er sah, daß seine Frauen hinausgingen, trat er schnell in das Haus. Und er sagte: „Was soll das Verbot? Ich habe solchen Durst. Und ich trinke immer nur Mulambyabier. Doch jetzt will ich auch einmal Hirsebier trinken und sehen, ob ich dafür gestraft werde.“ So nahm er

Alikamšiya, asangile ali mkaya lya katenaga kiti uko. Na wagoli wavili wasoga. Ah udeha muno. Ee! vose vavaga kwa, kwa, kwa, kwa¹⁾. Kašinde! kašinde! Haho ulagilwa mwiko gumo: Kunwa walwa wa mulambya duhu, no kunwa wa ntulile. Ališi lusiku lumo wamuswizila wazengi wakwe walwa wingi muno: ntulile nkangala na wa mulambya. Aho wavona vagoli vakwe vafuma uwingila wanguwangu munumba. Na uhaya, mwiko gwa ki? Nene nanyelesa giki. Alisi ndinwa walwa wa mulambya. Leka ngeme kunwa ntulile mbone isi na kuduka. Wakisola kineneko tjakwe, wadaya wanwa kimo. Mutja wuwili mugoli wakwe uwiza, umusanga alinatjo kumulomo.

¹⁾ Das Händeklatschen beim Begrüßen des Häuptlings.

Mugoli ukangwa muno. Uhaya, sho wita isi mugosi wane! Mutemi umudakila mugoli wakwe muno uhaya: „Nakuviki lelo?“ Na mugoli wakwe uhulika sele. Aho limi lyaloka, vudja kükälala.

Wavagi alikamisya, uvona ali hitina lya muti. Na ali mutugowo twakwe, na kavasa kakwe. Wavagi mupina kitishi hambele. Udja alifwa vujaga vujaga mwipolu.

Na mugani gušila.

seinen Becher, schöpfte und trank einmal. Beim zweitenmal erschien seine Frau, sie traf ihn, wie er ihn an den Mund führte. Die Frau erschrak sehr. Sie sagte: „Was tust du da, mein Mann!“ Der König schalt seine Frau voller Zorn und sagte: „Was bin ich denn eigentlich?“ Und seine Frau schwieg still. Als die Sonne sank, gingen sie schlafen.

Wie er aber erwachte, fand er sich am Fuß des Baumes mit seinen Fellen und seinem Beil. Er war arm wie zuvor. Dann ging er und starb einsam und verlassen.

So endete diese Geschichte.

Wie der Hase sich einmal Fleisch verschaffte.

Aufgezeichnet von Missionar P. Terp.

Der Hase wurde eines Tages lüstern nach Fleisch. Da rief er alle Tiere zusammen. Nachdem sie alle beieinander waren, ging er zum Löwen und sagte: „Töte mir die Giraffe!“ Darauf überredete er den Leopard, die Antilope zu töten, die große Schlange, den Elefanten umzubringen usw. Als aber die übrigen Tiere fliehen wollten, befahl er ihnen zu bleiben und sprach zum Löwen, zum Leopard und zur Schlange: „Ihr seid sehr tapfer, tötet jetzt sehr viele Tiere!“ Darauf zerrissen sie eine große Anzahl, während alle übrigen flohen. Zuletzt überredete er die Schlange, den Löwen und den Leoparden umzubringen. Nun war der Hase mit der Schlange allein. Da sagte er zur Schlange: „Jetzt haben wir viel Fleisch. Ich will die Tiere abhäuten; aber woher nehmen wir das Feuer zum Braten?“ „Ich weiß es nicht, mein Freund,“ antwortete die Schlange. „So gehe du hin, es zu holen“, meinte der Hase. „Aber zuerst will ich dir ein feuerfestes Kleid machen, damit du nicht verbrennst.“ So zog er ihr ein altes, trockenes Rindenkleid an, so daß nur der Kopf frei blieb. Darauf sprach der Hase: „Gehe jetzt und hole Feuer. Siehst du ein kleines Feuer, so gehe vorüber; gewahrst du aber ein großes, so gehe mitten hinein und kehre auf einem schönen Grasweg zurück, dann wird dir das Feuer von selbst folgen.“ Die Schlange gehorchte und ging hin, das Feuer zu suchen; der Hase aber fing an abzuhüten. Nach einer Weile sah er ein großes Feuer kommen. Da freute er sich sehr und sagte: „Jetzt stirbt die große Schlange im Steppenbrand und das Feuer wird bald hier sein, mein Fleisch zu braten. Wahrlich, ich habe einen großen Verstand.“

Rätsel.

Eine sehr beliebte Unterhaltungsform der Wanjamwesi stellt das Aufgeben und Lösen von Rätseln dar. Diese Rätsel treten meist in kurzer Form auf. Wer ein Rätsel aufzugeben hat, sagt: „Kalagwe!“ (= etwa, ich habe etwas zum Raten), worauf der Angeredete erwidert: „Kize“ (= es möge kommen). Ich lasse hier eine kleine Auswahl typischer Rätsel und Scherzfragen in der Ursprache mit wörtlicher Übersetzung folgen, wie sie von Missionar Edmund Dahl in Urambo, im nördlichen Teil von Unjamwesi, gesammelt wurden.

- Frage: Kaziwa kado mašiši- Ein Brünnlein voller Kieselsteine?
wemo pa?

Antwort: Mulomo na mino.

Der Mund mit den Zähnen.

2. Fr. Katambi kado magalukilo Ein kleiner Zweig mit vielen
mingi ? Wendungen ?
A. Vulili. Die Bettstelle¹⁾.
3. Fr. Vahya va milinganilo ? Welche Freundinnen gleichen ein-
ander ?
A. Mazwi. Die Knie.
4. Fr. Kilondanya nzila na kibuta- Was geht den Weg entlang und was
nya nzila ? kreuzt ihn ?
A. Iviti na kazya. Die Hyäne und die Gazelle.
5. Fr. Tjalo tja vakima duhu ? Welches Land hat nur Weiber ?
A. Madoke. Die Bananen.
6. Fr. Kamala maswa, kakali na Was verzehrt das Gras und ist doch
mino ? ohne Zähne ?
A. Lupambala. Die Fußsohle.
7. Fr. Matjimu ga wava malihu duhu ? Welche Speere meines Vaters sind
A. Mbula. lang ?
Der Regen.
8. Fr. Katangili mutemi hisumbi ? Wer geht dem König voran zu
A. Nsazi. seinem Stuhl ?
Die Fliege²⁾.
9. Fr. Kulima mugunda muhanya, Welches große Feld bringt nur
upone tudo ? wenig ?
A. Nzwili. Das Haar.
10. Fr. Kipwa pi na kidiku pi ? Was grünt in der Regenzeit und
A. Malunala. Trockenzeit ?
Der Wolfsmilchbaum.
11. Fr. Kamulimo kanyahisuhya ? Von welcher Arbeit kann man nie
A. Kwesema. ausruhen ?
Vom Atmen.
12. Fr. Ikundikizyo ihanya, ndekelo Ein großer Deckel auf einem großen
nhanya ? Topf ?
A. Ilunde na nchi. Himmel und Erde.
13. Fr. Kadimu kado lelo mat wi Welches kleine Tier hat größere
gatukila ? Ohren als wir ?
A. Kavuñando. Der Hase.
14. Fr. Kimala vusiga ? Was macht dem Korn ein Ende ?
A. Nšo. Der Mahlstein.
15. Fr. Vikenya vavili ? Welche zwei streiten sich ?
A. Limi na mwezi. Sonne und Mond.
16. Fr. Kanyahavi na magulu ? Welches Tier hat keine Füße ?
A. Ijoka. Die Schlange.
17. Fr. Mugundu muhanya, mungu Ein großes Feld mit zwei Kürbissen,
avili ? was ist das ?
A. Limi na mwezi. Der Himmel mit Sonne und
Mond.
18. Fr. Ipubu hambuga ? Was macht Lärm in der Ebene ?
A. Kigulu. Der Termitenhügel.
19. Fr. Kipumba na minzi ? Was folgt dem Wasser ?
A. Muzwa. Die Termiten.
20. Fr. Iswe vanhu vose kikukin- Was überwindet uns Menschen alle ?
dile ki ?
A. Minzi. Das Wasser.

¹⁾ Gedacht ist an die Eingeborenen-Bettstelle, ein viereckiger Holzrahmen auf vier Beinen, über den der Länge und Breite nach Baststricke gespannt werden.

²⁾ Der königliche Stuhl darf von den andern nicht berührt und benutzt werden.

21. Fr. Itjo kilijumba selesele, kusuhyano? Was läuft immer, ohne zu ruhen?
A. Mongo. Der Fluß.

Sprichwörter.

Einen außerordentlich interessanten Einblick in das Denken und die Weltanschauung der Wanjamwesi gewähren ihre Sprichwörter und Denksprüche, die sie in großer Anzahl besitzen und bei jeder Gelegenheit gern anwenden. Nicht minder zeugen sie auch von einer scharfen Beobachtungsgabe. In manchen der Sprichwörter sind allgemeine Erscheinungen des menschlichen Lebens auf eine kurze, prägnante Formel gebracht. Ich erinnere z. B. nur an Nummer 37 der nachstehend aufgeführten Proben: „Ein Hundsaffe lacht über das Hinterteil des anderen, weil er sein eigenes nicht sieht.“ Viele der täglich in der Unterhaltung oder in Gerichtsverhandlungen angewandten geflügelten Worte sind sozusagen die Überschriften von Märchen wie Nr. 52 „Das Gute liegt da vorn“, das in der Geschichte vom Nimmersatt seine Beleuchtung findet; oder Nr. 48 „Ein gutes Wort holt sogar eine Ziege vom Baum herunter.“

Die folgende schöne Sammlung von Sprichwörtern verdanke ich den Aufzeichnungen von Missionar P. Terp. In der Übersetzung habe ich mich so viel wie möglich an den Wortlaut gehalten.

- | | |
|------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1. Kanyavu kadjile, ngoso zyase-nile ¹⁾ . | Wenn die Katze fortgegangen ist, versammeln sich die Mäuse. |
| 2. Wapilile kala kamhelo. | Er genaß am kleinen Finger (d. h. er kam mit dem kleinen Finger davon). |
| 3. Nhonga mbele, ikunwaga minzi masog a. | Der Höfliche wird gutes Wasser trinken. (Kwihonga = Gast- und Gegengeschenk machen, d. h. die Höflichkeitsform wahren.) ²⁾ . |
| 4. Hambi limo likikalaga manoni avili mahanya, sanga likutavuka. | Wenn auf einem Ast zwei große Vögel sitzen, wird er brechen. |
| 5. Hišikilo lya vunolo henaha. | Hier ist der Ausgangspunkt der Geschwüre. (Etwa: Hier liegt der Hund begraben.) |
| 6. Kavusisi ³⁾ katuma mhuli. | Die kleine Ameise verjagt den Elefant. |
| 7. Tuli kitisi madutu gafuluma; ulu guma, guhunguluka. | Wir gleichen den knospenden Blättern der Bäume, die abfallen, wenn sie welk sind. |
| 8. Tuli kitisi musoga, gwavelekile, kupila hangi no (n spr. wie ng in lang). | Wir gleichen dem Wasserkrug, ist er entzwei, dann wird er nicht mehr ganz. |
| 9. Tukavile kitisi nsuha, ulu javaleka, jasumwa hangi, jupila. | Wir sind nicht wie die Kürbisflasche, die, wenn sie einen Sprung hat, wieder geflickt wird und nun wieder ganz ist. |
| 10. Walivona kunu, ališi uko lililoka kulivona no. | Wenn sie (die Sonne) aufgeht, sieht man sie, aber wenn sie untergeht, |

¹⁾ z wird stets wie ein weiches s ausgesprochen.

2) Gutes Trinkwasser spielt auf der wasserarmen Hochfläche von Unjamwesi eine große Rolle.

³⁾ Kavusisi = eine ganz kleine Art Ameisen.

11. Titi kigwile vulembo. Das Vögelchen fiel auf den Leim.
 12. Wali higulya uvi hisilili. Er stand hoch, jetzt ist er unten.
 13. Kipizya mulanda kikamaniki-wagwa. Für die Armen gibt es keine Heilung.
 14. Nsiku mnane zikavipaga zyose. Eine Woche verdirbt nicht alles¹⁾.
 15. Masava mavonva; ulu ndi mpanga, ndakwave na jungi. Der Besitz ist zwar weg, aber wenn ich gesund bleibe, werde ich neuen erwerben²⁾.
 16. Vusoga wa lugulu ulu weve uli kule; kusika bihi makende makende. Von weitem sehen die Berge schön aus, kommst du aber näher, dann siehst du nur Schluchten und Zacken³⁾.
 17. Malugulu gakasangadja, iswe vanhu tukusangadja. Die Berge kommen nicht zusammen, nur wir Menschen.
 18. Kijombela kisoga kitscha mbuli kumuti. Ein gutes Wort holt sogar eine Ziege vom Baum herunter⁴⁾.
 19. Mukomankomu kuhembekwa wapamila. Ein Herumtreiber wird durch Schaden klug.
 20. Mwenuju mulangisyia nsuvi kuluma. Wer auf den Leopard zeigt, den wird er beißen.
 21. Nakamišya, muswa gwalya ngoye. Als ich aufwachte, hatten die Termiten die Rindenstricke zerfressen.
 22. Ulapye kumakono, ufile kumulomo. Verbrennst du die Hand, dann führst du sie zum Mund.
 23. Ipembe lya mbogo igaja vagozo. Das Horn des Büffels haßt die Lehrer⁵⁾.
 24. Kalomo lwandi ka mavonja, lwandi ka mapizya. Der Mund sucht einmal den Streit und einmal die Rettung.
 25. Nguruwe mbi kumafi, kumatande velage. Das Schwein stinkt wohl, aber sein Braten schmeckt gut.
 26. Mafi ga kale gakanuñhaga. Alter Mist stinkt nicht.
 27. Kwisula vuhofu, na miso ali nago. Er heuchelt Blindheit, obwohl er sieht.
 28. Ališeka tjojojo, munda lizigile. Er lacht, aber im Herzen flammt der Haß.
 29. Alitipulila kumadako, kumiso vakumuvona. Sie kokettiert mit dem Hinterteil, nehmst euch vor ihren Augen in acht.
 30. Ali na mbewa mwisunzu. Seine Unterhaltung ist voller Hintergedanken.
 31. Nsuvi juvisile mavalta. Der Leopard versteckt seine Flecken.
 32. Vusoga wikuva, mugati nsongo. Außen schön, innen voller Widerhaken.
 33. Munda ja mwijo mwipolu. Das Herz deines Gefährten ist ein Wald⁶⁾.

¹⁾ Die Zeit spielt beim Neger keine Rolle.

²⁾ Typischer Ausdruck der fatalistischen Einstellung des Negers.

³⁾ Die Gebirge werden lediglich vom Nützlichkeitssstandpunkt aus betrachtet. Als Verkehrshindernis und beliebter Schlupfwinkel für allerhand gefährliche Tiere sind sie im allgemeinen nicht gern gesehen.

⁴⁾ Die W. haben zu diesem Sprichwort eine Geschichte, die mir aber nicht gegenwärtig ist. Überhaupt bildet ein großer Teil ihrer stehenden Redensarten sozusagen die Überschriften zu irgendwelchen Märchen und Fabeln.

⁵⁾ Die Anwendungsweise dieses Wortes ist mir unbekannt.

⁶⁾ Wald = ein Ort der Unsicherheit und des Unbehagens, voller Gefahren. In den Sprichwörtern Nr. 27—33 kommt vor allem die abergläubische Furcht vor Zauberei und bösen Mächten und das gegenseitige Mißtrauen zum Ausdruck, in denen der Neger ständig lebt.

34. Ulavise moto ljoki lilavule. Verstecke das Feuer, der Rauch wird's verraten.
35. Numba ja muvalaganu iku-pyaga limi. Das Haus des klugen Mannes brennt nicht bei Nacht.
36. Mavusoga ga kwideha. Güte erfreut.
37. Nguku ziseka makalato, na jenekili ili nago. Ein Hundsaffe lacht über das Hinterteil des andern, weil er sein eigenes nicht sieht¹⁾.
38. Wewe ultogwa munu, ivinzi uligaja. Du liebst zwar das Salz, aber die Salzgewinnung haßt du²⁾.
39. Kupizya mpili muvupi, jušoka na kukulumma. Errette die Schlange vom Steppenbrand, sie wird umkehren und dich beißen.
40. Kijomba vahanya kikagwaga hasi. Die Worte der Alten fallen nicht zur Erde³⁾.
41. Mwana akalangagwa na ise, akulangagwa na vise na vangi. Ein Kind, das nicht auf seinen Vater hört, wird auf die Väter anderer hören müssen.
42. Lyana ivi idehwa na nina. Auch ein schlechtes Kind wird von seiner Mutter geliebt.
43. Ngoko javelekelwa magi, ikaleka ga kulila makonkoli. Eine Henne hört nicht auf zu locken, auch wenn man ihr die Eier zerstört.
44. Wakangwa malunde na mbula haduhu. Er fürchtet sich vor der Wolke, obwohl es nicht regnet.
45. Kwikana simba ili kule. Wenn der Löwe weit ist, ist gut reden.
46. Ulu widima munda, ukukindwa. Der Mutlose wird leicht besiegt.
47. Kako, tudje, tukamugeme, muzwa gwagem' iwe. Auf, laßt uns probieren, die Termiten probiert selbst am Stein.
48. Kugemaho va kuvezya. Wenn man wagt, gewinnt man.
49. Alizumya siroma. Er glaubt jedem Geschwätz.
50. Iguruwe itogwa migalagalo. Das Schwein liebt es, sich im Schlamm zu wälzen.
51. Ali na kilago tjakwe, akuvona. Wer seine Schlafmatte bei sich hat, findet auch ein Plätzchen sie auszubreiten (d. h. zum Schlafen).
- hakwanza. Willst du essen wie dein Freund, so mußt du auch arbeiten⁴⁾.
52. Kulya ku mwijo, kupeta mu-gongo. Laufe, wie du die Brust deiner Mutter fliehst.
53. Upele, hitiši wapele ivele lyamwa noko. Das Grab macht allem ein Ende.
54. Kavuli ka lumeme kafungilizya zyose. Mein lieber Mund, wenn du es nicht unterläßt, unter den andern Geschrei zu machen, wird dich die Strafe der Alten treffen.
55. Kalomo kane ukakapele kudjovenga ku vana va vangi na mbi na mukwetu wakukatjemba. Wer mit einem Schnupfenkranken umgeht, wird selber Schnupfen bekommen.
56. Wajumba na suinha, na wewe usunhile kuko.

¹⁾ Eins der klassischen Sprichwörter der Wanjamwesi, das ebenso sehr von guter Beobachtungsgabe als von Lebensweisheit zeugt.

²⁾ Es ist dabei an die Gewinnung des Steppensalzes gedacht, die recht mühsam ist und viel Ausdauer verlangt. Das Salz ist überall ein sehr begehrter Artikel.

³⁾ Soll heißen: verhallen nicht ungehört.

⁴⁾ Kupeta mugongo = wörtlich: den Rücken biegen, z. B. beim Feldbau.

- | | |
|---------------------------------|--------------------------------------------------|
| 57. Mukova kulya akatulagwa. | Wer ums Essen bittet, wird nicht geschlagen. |
| 58. Vuganga wa mulomo kuhulika. | Die beste Arznei für den Mund ist Schweigen. |
| 59. Vukondu vukavile vusese. | Sanftmut ist keine Sklaverei. |
| 60. Kupana kuvika. | Geben bringt Segen. |
| 61. Wavile iviti kumaka. | Er gleicht der Hyäne am Kreuzweg ¹⁾ . |
| 62. Tusoga tuli kumbele. | Das Gute liegt da vorn ²⁾ . |

Lieder.

Wenn ich zum Schluß meiner Ausführungen über den geistigen Besitz der Wanjamwesi noch eine kleine Auswahl von Liedern folgen lasse, so muß ich zunächst einige Bemerkungen über die Dichtkunst der Wanjamwesi im allgemeinen, die Entstehung ihres Liedes und seine Stellung im Volksleben vorausschicken. Zunächst ist festzustellen, daß das Lied nicht als selbständiges Kunstprodukt gewertet werden darf. Es tritt vielmehr lediglich als Nebenerscheinung des Tanzes und als begleitende Ausdrucksform der Rhythmis auf. Die Wanjamwesi haben ein sehr stark ausgeprägtes Gefühl und eine leidenschaftliche Vorliebe für den Rhythmus. Während auf musikalischem Gebiet ein Verständnis für Harmonie fast ganz fehlt und auch die Melodie nur dürftige Ansätze zeigt, konzentriert sich alles musikalische Empfinden auf scharfen Takt und Rhythmus. Das zeigt sich vor allem in der beliebten „Ngoma“, dem Trommeltanz, bei dem die ganze Musik, wenn man sie so nennen will, lediglich von mehreren abgestuften Holztrommeln, einer Art Kesselpauke, die oben mit Antilopenfell bespannt ist — in der Regel sind es drei — bestritten wird. Jede der mitwirkenden Trommeln hat ihren eigenen Rhythmus, aus deren Zusammenklang dann die für europäische Ohren schwer verständliche und nicht leicht entwirrbare Ton- und Schallwirkung entsteht. Den Hauptrhythmus, sozusagen den Generalbaß, gibt die große Trommel, deren langsamere Schläge durch das ständige Händeklatschen der Tanzenden unterstützt werden. Der Chor der Tanzenden bildet um die Trommelkapelle einen geschlossenen Kreis und bewegt sich während der Vorführung in langsamem Schiebe- und Stampfschritt in der Runde. Zu den scharfrhythmisichen Klängen der Trommeln bewegen sich innerhalb des Kreises in phantastischen Sprüngen und dauerndem Gliederverrenken Vortänzer oder Vortänzerinnen, deren Bewegungen bald ruhig und gespannt dahinfließen, bald sich bis zu ekstatischen Formen steigern. In diesen Tanz mischt sich, gleichsam als Begleitung, ein Wechselgesang zwischen Vortänzer und Tanzchor in der Weise, daß der Vortänzer eine Strophe anstimmt und der Chor immer wieder den Refrain wiederholt. Hier ist der eigentliche Entstehungsort für die meisten Lieder; denn die Vortänzer sind zugleich Vorsänger und Dichter. Geschickte Vortänzer improvisieren die Lieder während des Tanzes. Die so entstandenen Lieder machen alsbald die Runde durch das ganze Land und werden als Modeschlager überall und bei aller Arbeit gesungen, bis sie von neuen Gesängen abgelöst werden. Die Form der Melodie ist sehr einfach und fast immer in Moll gehalten. Sehr beliebt sind dabei absteigende Motive. Gesungen wird vom Chor entweder unisono oder in Begleitung von Quintenparallelen.

¹⁾ Die Hyäne ist für die Wanjamwesi das Bild der Habgier und Unersättlichkeit. Kommt sie auf ihren nächtlichen Streifzügen an eine Wegkreuzung, so möchte sie sich, wie die W. behaupten, am liebsten mitten entzweireißen, um alle Wege gleichzeitig nach Futter absuchen zu können.

²⁾ Von einem gesagt, der nie genug bekommt und immer meint, anderswo sei es besser und schöner (vgl. das Märchen vom Nimmersatt).

Das stark rhythmische Empfinden zeigt sich aber nicht nur beim Tanz, sondern tritt überall im täglichen Leben bei der Arbeit in Erscheinung. Der Munjamwesi hat das Bedürfnis, sich rhythmisch auszuleben. Jede seiner Arbeitsverrichtungen ist daher sozusagen angewandte Rhythmisik. Der Lastträger bewegt sich im Tanzschritt unter Singen und Jodeln dahin und schlägt mit dem Stock auf seiner Kiste den Takt. Die Frau mit dem schwarzen Topf auf dem Kopfe tänzelt wiegenden Schrittes, ein Liedchen trällernd, zum Wasserloch. Die Maisstampferin begleitet den harten Takt des Stampfholzes mit dem neuesten Tanzlied. Die Axt im Walde, die Hacke auf dem Felde wird zum rhythmusgebenden Instrument. Ich beobachtete einst auf einer Pflanzung eine Gruppe Arbeiter beim Feldbestellen. Ein Vortänzer sprang unter grotesken Gliederrenkungen vor ihnen auf und ab, sang und gab durch Händeklatschen den Takt für die Hacken an. Aus allen diesen Erscheinungen erhellt die starke Abhängigkeit des Liedes vom Tanz und der rhythmischen Bewegung, und nur aus dieser Voraussetzung heraus wollen die nachfolgenden Liedproben verstanden werden.

1. Trägerlied.

Tandagulile kawavaje, maši-
langa kawavaje, nijande mukoji!

Arbeite, Väterchen, sie ist hart
die Arbeit, mein Väterchen, drum
will ich singen, ich Arbeiter!

2. Lied über die Eisenbahn.

Liladule igari mwa Kalunde,
vupagati vose vufwe. Mukawine,
lyadula mašilima? Lilikoja silanga;
lyavitile Pugu. Vanyalali Kiserawe
jomhang, Lulengelengele mun-
wani wane. Lilikoja šilanga.

Die Eisenbahn wird Kalundes
Reich durchbohren und aller Träger-
dienst wird sterben. Habt ihr nicht
gesehen, wie sie die Berge durch-
bohrt? Sie tut sehr schwere Ar-
beit. Pugu hat sie passiert, ihr
jungen Leute, Kisserawe ist eine
Station und Lungerengere, mein
Freund. Sie tut eine sehr schwere
Arbeit.

3. Von einem Vögelchen.

Kanoni kalya musenga-kuva-
maju; kanoni kalya musenga di-
dilidi!

Das Vögelchen fraß Sand für die
Mütter, das Vögelchen fraß Sand
didilidi!

4. Wiegenlied.

Mwana walila, mutwali kuli nina,
lululu! lintanda, lululu! lembeladjé
kana, lembela kana kane, kana
kane nikamwi! Lembele kana kane,
lembeladjé, kana lembele, kana
kane.

Warum weinst du, Kind? Deine
Mutter trägt dich doch. Pst! pst!
sonst kommt der Gorilla. Schweig
nur still Kind, sei still, mein Kind-
chen, mein liebes Kind! Höre auf
mich! Höre auf mich. Still, still,
mein Kindchen, schweig nur still,
mein liebes Kind!

5. Abschied von der weißen Opferziege.

Mbuli jane jape jaminzagnla ja
kudjana kuwinga, na ja kudjana
kuvulugu :/: vuli mbuli jane ja-
minzagula :/:

Meine weiße Ziege wird besprengt
(mit Mehlabrei = Weiheopfer), um
sie zur Hochzeit mitzunehmen und
sie mit in den Krieg zu führen;
es ist meine weiße Ziege, die ge-
weiht wird.

6. Gedanken einer Mutter.

Mugoši wane ndikuwila: Uleke nakuzye mwana, ndakiza, ndakatozye na kumbele nene nawile kadjewa.

Mein Mann, ich sage dir: Laß mich mein Kind aufziehen, später werde ich es verheiraten und dann werde ich als Witwe zurückbleiben.

7. Kriegerlied.

Tulem' ukajungya winga, kuli mwana wa kili, mutemi ukajungya winga :/: kuli mwana :/: wakili. Matjimu gukudjaga vujaga. Va Munavulwila vazivona zya fataki, mundusi zya kwitimila. Maju wane, noni javela mulundi.

Auf, laßt uns zur Hochzeit ziehen, wir, die Söhne der roten Feder. (Die rote Feder galt früher als Kriegerabzeichen.) Der König zieht zur Hochzeit :/: wir sind die Söhne :/: die Söhne der roten Feder. Die Speere fallen hierhin und dorthin. Die von Vulwila sahen die Zündhütchenbewaffneten; Gewehre die Fülle. Teure Mutter, der Vogel zerbrach das Bein.

Wilder Mais in Mexiko¹⁾.

Von

Zelia Nuttall.

Als ich kürzlich Gelegenheit hatte, das im Jahre 1746 erschienene Werk „Idea de una nueva historia general de la America Septentrional“ des Chevalier Lorenzo Boturini Benaduci, des berühmten italienischen Geschichtsschreibers und Reisenden, der acht Jahre in Mexiko zugebracht hat, wiederum sorgfältig durchzulesen, stieß ich auf Angaben, die ein vollständig neues Licht auf den Ursprung des kultivierten Mais werfen, und ich beeile mich, diese Tatsachen allen denen mitzuteilen, die gleich mir, an dem schwierigen Problem interessiert sind, das bisher allen Anstrengungen der modernen Forscher widerstanden hat. Chevalier Boturini, berühmt als Besitzer der größten Sammlung alter mexikanischer Bilderhandschriften und Urkunden, die je zusammengebracht wurde, kam im Jahre 1735 nach Mexiko und brachte die folgenden acht Jahre in begeisterter Erforschung der alten Geschichte des Landes zu, ein Gegenstand, von dem er sagt, daß seine Erinnerung „im Aussterben begriffen sei, und der mit Recht verlangen könne, dem Grabe der Vergessenheit entrissen zu werden“.

In der Vorrede zu seinem Werk sagt Boturini, daß er „bei der Erforschung geschichtlicher Tatsachen sich allen Unbildern des Klimas und endlosen Unbequemlichkeiten ausgesetzt und oft weite Strecken zurückgelegt habe, ohne ein Odbach zu finden . . .“

Daß er auch ein begeisterter Verehrer und Beobachter der Natur war, zeigt seine gelegentliche Bemerkung: „Bei der Bezeichnung der Büschel an den Maisähren will ich mich der eleganten Metapher „goldene Locken“ bedienen, denn die Landwirtschaft ist stets für mich ein Gegenstand von zauberhaftem Reiz gewesen.²⁾“

¹⁾ Die nachstehende Abhandlung der bekannten Amerikanistin Frau Zelia Nuttall in Coyoacan, Mexiko, soll im „Journal of Heredity“ erscheinen. Die Verfasserin übersandte mir das Manuskript mit der Bitte, die Abhandlung ins Deutsche zu übertragen und wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes und der mutmaßlichen Lösung eines alten Problems durch die Entdeckung der Verfasserin in Deutschland zu veröffentlichen.

Paul Schellhas, Berlin.

²⁾ „Yo nombraré con elegante metafora las barbas de la mazorca de mais ,Cabellos de oro‘, pues fué siempre la Agricultura el hechizo de mis deleytes“ (p. 24 op. cit.).